3 1761 07354958 6

Frischeisen-Köhler, Max
Das problem des ewigen friedens

JX
1952
F866

Das Problem des ewigen Friedens

Betrachtungen über das Wesen und die Bedeutung des Krieges

Von

Max Fischeisen-Köhler

Berlin 1915 / Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung / Kochstraße 68—71

Das Problem des ewigen Friedens

Betrachtungen über das Wesen und die Bedeutung des Krieges

Von

Max Frischeisen-Köhler

Berlin 1915 :: Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung, Kochstraße 68—71

JX
1952
F866

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

LIBRARY
AUG 20 1964
UNIVERSITY OF TORONTO

921307

Vorwort.

Die folgenden Betrachtungen geben den ungefähren Inhalt von drei Vorträgen, die ich auf Anregung des Vereins für Hochschulkurse von Berliner Hochschullehrern im Oktober dieses Jahres hielt. Zu ihrer (nachträglichen) Niederschrift und Veröffentlichung, in der einige Ausführungen gekürzt, andere erweitert worden sind, veranlaßten mich hauptsächlich zahlreiche Wünsche meiner Hörer.

Berlin, im Dezember 1914.

Professor Dr. **Max Frischeisen-Köhler.**

Inhalt.

Seite

1. Der Krieg und der Kampf ums Dasein. Der entwicklungsgeschichtliche Pazifismus 8
2. Der Krieg und die Kultur. Der Kulturpazifismus 20
3. Der Krieg und der Staat. Der politische Pazifismus . . . 37

Was seit Jahren geahnt, was in den bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Spannungen der europäischen Großmächte sich jedem, der Augen hatte zu sehen und Ohren hatte zu hören, ankündigte, ist nunmehr Wirklichkeit geworden: der Krieg, der der Krieg aller Kriege ist. Der Kanonendonner, der auf den östlichen und westlichen Schlachtfeldern die friedliche Arbeit übertönt, eröffnet einen neuen Abschnitt der Weltgeschichte. Wir alle fühlen es, daß etwas Ungeheures sich begibt; unter unsern Füßen beginnt, was fest schien, zu wanken; wir hören den rauschenden Flügelschlag einer neuen kommenden Zeit. Und in uns Deutschen lebt nicht nur die unerschütterliche Zuversicht, daß der Sieg in dem gewaltigen Ringen, das beispiellos in der Geschichte ist, uns beschieden sein wird; was unsere Herzen frei macht und stolz, was alle Parteien unseres Vaterlandes und alle Kreise unterschiedslos mit edelster Begeisterung und im einmütigen Willen zum Sieg um jeden Preis erfüllt, ist die Gewißheit, daß der Kampf der Gegenwart das Schicksal des deutschen Geistes entscheidet.

Aus diesem Bewußtsein, daß es um die deutsche Sache geht, daß jetzt oder nie die Stunde gekommen ist, da alles Schöne und Große, was das Volk der Dichter und Denker hervorgebracht hat, der Menschheit gewonnen oder verloren wird, entspringt die sittliche Stärke, die uns gegen die hereinbrechende Flut des barbarischen Ostens unwiderstehlich macht. Wir fühlen die Größe der Zeit, die wir erleben, wie ähnlich Griechen einst empfunden haben mögen, als sie das Abendland davor bewahrten, persische Provinz zu werden.

Und doch mischt sich in die Erregung, mit der wir das Ringen verfolgen, von dessen Ausfall alles, was uns heilig ist und teuer, abhängt, auch tiefes Weh und tiefer Schmerz. Die Zahl der Opfer, die dieser Krieg verschlingt, ist entsetzlich. Das

1. Der Krieg und der Kampf ums Dasein.

Der entwicklungsgeschichtliche Pazifismus.

Im Jahre 1891, in welchem wieder einmal die Forderung einer allgemeinen Abrüstung lebhaft erhoben und verteidigt wurde, schloß Bismarck die Begründung seiner ablehnenden Stellung mit den Worten: „Der Krieg ist ein Naturgesetz, er ist der Kampf ums Dasein in allgemeinerer Form, und solange die Menschen keine Engel sind, wird er nicht aufhören." In diesen Worten des größten aller neueren Staatslenker findet eine Auffassung vom Wesen und der Notwendigkeit des Krieges Ausdruck, die seit den Tagen, da Darwins Lehre ihren Siegeszug angetreten hatte, den begeisterten Freunden und Propheten des ewigen Weltfriedens entgegengehalten wurde. Mag das Urteil über den Erklärungswert der Selektionstheorie Darwins verschieden sein: der Tatbestand, den er als allgemeinen Kampf ums Dasein hervorhob, ist unbestritten und unbestreitbar. Wie vermöchte, wenn dieser Kampf ein ewiges Naturgesetz ist, der Mensch, der, wie alle Wesen, aus der Natur stammt und ihr untertan bleibt, sich ihm entziehen können? Muß nicht von vornherein, wie es Moltke in seinem berühmten Briefwechsel mit Bluntschli formuliert hat, der ewige Friede als „ein Traum und nicht einmal ein schöner" angesehen werden, da doch, wie Moltke fortfährt, „der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung" ist? Behauptungen so allgemeiner Art sind immer verführerisch; und wird nun die alte Weisheit, daß der Krieg der Vater aller Dinge sei, durch die Naturforschung selbst gestützt, dann scheint sie den Rang einer wissenschaftlichen Wahrheit beanspruchen zu dürfen.

Es ist indessen von Interesse, daß von eben denselben biologischen Voraussetzungen aus sich von der Entwicklung und der Zukunft des Menschen auch eine Ansicht gewinnen läßt, welche gerade entgegengesetzt folgert und mit den gleichen darwinisti-

schen Betrachtungen das Ideal des Pazifismus begründet. Schon in der Natur finden wir die vorherrschend tragischen Züge eines erbarmungslosen Kampfes durch ein friedliches Zusammenbestehen und Zusammenwirken zwischen einzelnen Geschöpfen und Arten vielfach gemildert. Nur in verhältnismäßig seltenen Fällen sperrt ein Wesen gegen alle mit gleichmäßiger Feindseligkeit sich ab. Aus dem Verhältnis zum anderen Geschlecht, aus den Bedürfnissen der Brutpflege und des Schutzes entspringen Vergesellschaftungen innerhalb der einzelnen Arten, die in Ansätzen überall erkennbar, bei einzelnen „staatenbildenden" Tierklassen zu einer erstaunlichen Ausbildung gelangt sind. Und darüber hinaus verbinden viele Beziehungen der Abhängigkeit und der „gegenseitigen Hilfeleistung" zahlreiche Pflanzen- und Tiergruppen miteinander, welche sich bis zu völligen Lebensgemeinschaften, „Symbiosen", steigern können.

Der Mensch ist nun bei allen seinen kriegerischen Neigungen ein durchaus geselliges Geschöpf, bei welchem die Fähigkeit zur Bildung übergreifender Organisationen besonders entwicklungsfähig ist. Wo immer wir den Menschen auf Erden treffen, finden wir ihn in Gruppen und Verbänden, in Familien, Horden, Stämmen, gesellig lebend vor; unzertrennlich mit ihm verbunden erscheint übrigens von Beginn an der treueste Begleiter des Menschen, der Hund. Innerhalb dieser Verbände herrscht ein Friedenszustand vor, der nicht den Wettkampf, wohl aber den Kampf mit Mitteln der Gewalt mehr und mehr ausschließt. Nach außen freilich erkämpft die Gruppe ihr Dasein nur mit Waffen. Aber unverkennbar ist, daß im Verlauf der Entwicklung ein Zusammenschluß der kleinen Gruppen zu größeren Verbänden erfolgt. In demselben Umfang nehmen die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Menschen ab, um allerdings, bis auf den heutigen Tag, zwischen den großen Verbänden selbst von Zeit zu Zeit aufs neue auszubrechen. Aber doch ist es schon heute eine Tatsache, daß auch zwischen den mächtigsten Gruppenbildungen der Menschen, die wir kennen, zwischen den Weltstaaten, Beziehungen der gegenseitigen Abhängigkeit bestehen.

Faßt man den Gesamtverlauf der irdischen Entwicklung zusammen, dann könnte man den gewaltigen Vernichtungskampf, der in der Tierwelt herrscht und in den zunächst der Mensch hineingerissen wurde, als einen Vorgang ansehen, den

wenigstens der Mensch für sein Geschlecht überwinden kann. Wenn Bismarck zur Verteidigung des Krieges auf das Gesetz des allgemeinen Lebenskampfes sich berief, so beruft dagegen der entwicklungsgeschichtliche Pazifismus sich mit Herbert Spencer auf das allgemeine Gesetz der „Integration", nach welchem die natürliche Entwicklung allenthalben zu einem Zusammenschluß der Kräfte in höheren Einheiten strebt; das Ziel der Friedensbewegung ist, diese natürliche Entwicklung zu beschleunigen, den Prozeß der Organisation, den die Menschheit von den primitiven, einander stets bekriegenden Horden bis zu den gewaltigen Staatsbildungen der Gegenwart bereits zurückgelegt hat, durch eine allumfassende Organisation zum Abschluß zu bringen.

Welche Bedeutung die Kriege für die Entwicklung des Menschen, für die Selektion der stärkeren und intelligenteren Rassen auch besessen haben: hat der gesellschaftliche Organismus einen gewissen Umfang und eine gewisse Differenzierung erreicht, dann wird das Mittel der physischen Macht und des Zwanges allmählich überflüssig, wandelt sich der „militärische Typus" in den rein „industriellen Typus", der auf dem friedlichen Zusammenwirken beruht und die höchste Stufe seiner Vollkommenheit in der einheitlich organisierten Menschheit erreichen wird. Nicht ein Kirchhofsfriede ist es, den dieser Pazifismus fordert. Gerade, weil er biologisch denkt, hält er daran fest, daß der Kampf als allgemeines Naturgesetz unaufhebbar ist; aber an die Stelle des Kampfes mit den Waffen, der bei der ursprünglichen Zersplitterung der Menschheit in feindliche Gruppen unvermeidlich war, wird nach ihrer endgültigen Einigung allein der Wettkampf treten, der ausschließlich der Steigerung der Überlegenheit und damit insgesamt der Erhöhung der Kultur dient.

Bei allen diesen Betrachtungen indessen muß gerade die Berufung auf die Naturwissenschaft vorsichtig machen. Denn nicht nur, daß diese als rastlos fortschreitende Forschung sehr leicht zu einer Änderung oder bedeutsamen Ergänzung ihrer jeweiligen Anschauungen gelangen kann und etwa in bezug auf den Darwinismus auch heute in allen Lagern gelangt ist; wichtiger ist noch, daß grundsätzlich in Frage gestellt werden kann, ob Erkenntnisse der Biologie, die sich auf die kulturlose Pflanzen- und Tierwelt beziehen, ohne Einschränkung auf die Kulturmenschheit übertragen werden dürfen.

Es liegt im Zuge einer besonders in Frankreich und England gepflegten Richtung, den Menschen nur als Produkt der Natur und im Rahmen der allgemeinen Naturgesetzlichkeit verstehen zu wollen. Fragt man aber, ob der Krieg sich dem allgemeinen Begriff des Kampfes ums Dasein einfach unterordnen lasse, dann zeigt sich, wie wenig doch die summarische, mit einigen naturwissenschaftlichen Analogien verfahrende Betrachtungsweise der Eigenart und dem Reichtum des Kulturlebens der Menschheit gerecht werden kann.

Schon im Gebiet der Biologie selbst ist (wie übrigens Darwin wohl wußte) der Begriff des Kampfes ums Dasein nichts weniger als eindeutig. Fassen wir den Begriff des Kampfes streng, dann gehören zu ihm als seine notwendigen Merkmale die Begriffe von Gegnern und von Waffen, durch welche der Gegner überwältigt, sein Leben bedroht werden kann. In diesem Sinne ist das Ringen eines Geschöpfes um seine Erhaltung, das in der dauernden Abhängigkeit jedes Organismus von den äußeren, so leicht veränderlichen Lebensbedingungen sich bekundet, ebensowenig ein Kampf wie die Konkurrenz der mit unglaublicher Schnelligkeit sich vermehrenden Geschöpfe um die doch immer beschränkte Nahrung eines bestimmten Wohngebietes. Gewiß, das Leben steht beständig auf dem Spiel; es ist verwirkt, wenn die Anpassung nicht gelingt. Aber all dieses Ringen hat sein Ziel nicht in der Ausrottung anderer Wesen, auch nicht auf dem Umwege einer Konkurrenz der Arten. Vielmehr, das darf als gemeinsame Überzeugung der biologischen Forscher der Gegenwart ausgesprochen werden, liegt die Wurzel der organischen Entwicklung in einer Steigerung des Lebens selbst, in der Entfaltung immer neuer Möglichkeiten, in der Überbietung der jeweilig erreichten Lebenshöhe.

Wie man theoretisch diesen Sachverhalt auch deute, ob man wie einst von ursprünglichen, zweckmäßig sich auswirkenden Lebenskräften, von einer schöpferischen Entwicklung redet, oder ob man in Fortbildung des darwinistischen Grundgedankens die inneren Bedingungen der sich fort- und fortentwickelnden organischen Gestaltung nach mechanischen Modellen, als Selektionsprozesse unter den kleinsten Teilen oder sonstwie sich vorstellt: genug, die Konkurrenz der Individuen und Arten, welche der ältere Darwinismus vorwiegend berücksichtigte, kann nicht mehr als wesentliche Bedingung der Lebensentwicklung gelten, sie

stellt sich vielmehr als eine Folgeerscheinung dar, die in sehr verschiedenen Formen auftreten kann. Vor allem ist der eigentliche Kampf zwischen den konkurrierenden Arten ein untergeordnetes Phänomen, das weder von der Natur gewollt, noch in beträchtlichem Umfang von ihr erwirkt wird. So fehlen fast durchweg spezifische Zurüstungen, durch welche von konkurrierenden Arten oder Individuen die einen die anderen vernichten können; es ist nicht der Besitz besonderer Kampfesmittel, gegen welche die Unterliegenden keine Waffen hätten, sondern es ist vielmehr die Überlegenheit an sich, die bessere Ausrüstung, um unter den gegebenen äußeren Bedingungen sich zu erhalten, die über den Untergang oder den Fortbestand entscheidet.

Das ändert sich freilich, wo Geschöpfe auftreten, die mit besonderen Zerstörungswerkzeugen ausgerüstet sind und die nun nicht mehr bloß mittelbar, durch ihr Dasein und Vordringen, sondern auch unmittelbar, durch Überfall und Angriff fremdes Leben bedrohen, fremdes Leben vernichten. Aber es ist von höchster Wichtigkeit, daß der so sich entwickelnde Raub- oder Vernichtungskampf von dem Konkurrenzkampf um das Dasein unterschieden werde. Der Vernichtungskampf ist eine Erscheinung von beschränkterem Umfang als der Konkurrenzkampf. Sein offenbarer Ursprung liegt darin, daß einzelne Geschöpfe anderer zu ihrer Nahrung bedürfen. Damit wird ein Kampf entfesselt, der ein ganz anderes Gepräge als das mehr friedliche Ringen um die Selbsterhaltung und Lebenssteigerung zeigt. Gewiß kann man auch diesen Vernichtungskampf dem Begriff des Kampfes ums Dasein unterordnen. Denn für die räuberischen Geschöpfe gehört die Vernichtung und Vertilgung organischen Lebens zu ihren Daseinsbedingungen. Aber der Vernichtungskampf entspringt nicht unmittelbar der Lebensentwicklung und der dadurch bedingten Konkurrenz, er ist vielmehr eine Fortbildung der Form, in der Geschöpfe ihre Nahrung sich verschaffen.

Natürlich, wenn erst einmal Waffen vorhanden sind, dann mögen auch mit ihnen, die ursprünglich zur Jagd und Tötung der Beute bestimmt sind, die Jagdgenossen angegriffen und aus der Konkurrenz ausgemerzt werden. Wölfe, die dem Verhungern nahe sind, zerfleischen sich gegenseitig um ein Beutestück; ja, bei einigen hoch entwickelten Geschöpfen, wie etwa den Amei-

sen, finden förmliche Raubzüge statt. Aber im allgemeinen bekämpfen die konkurrierenden Arten einander nicht unmittelbar, sie suchen sich gegenseitig nicht sowohl aufzufressen als zu verdrängen. Aber in dem Kampf mit der Beute treffen wir auf den Kampf in seiner gräßlichsten und grausamsten Form. Man kann sich ihn nicht furchtbar genug vorstellen. Schrecklich die Fülle und Ausrüstung der Organe, die die lebendige Natur hervorgebracht hat, um das Lebendige wiederum zu zerstören! Schrecklich die Zahl der Arten, die allein tierisches Leben vernichten müssen, um selber leben zu bleiben. Überall, in allen denkbaren Formen, treten die Räuber auf, die auf eine Beute lauern. Selbst die sonst so friedfertigen Pflanzen haben sich diesem Kampf nicht entzogen, indem auch sie Arten hervorgebracht haben, die von fremdem Leben zehren, ja die, mit Werkzeugen aller Art ausgerüstet, Insekten und kleine Tiere verspeisen. Und was das entsetzlichste ist: nunmehr ist kein Geschöpf vor etwaigen Feinden gesichert. Nicht nur, daß alle Organismen mühselig bei der wechselnden Gunst der äußeren Verhältnisse um ihre Erhaltung ringen müssen, nicht nur, daß sie in der drängenden Konkurrenz der stets zunehmenden Zahl von Artgenossen alle Leistungen bis aufs höchste spannen müssen, um sich durchzusetzen: nun tritt auch noch die drohende Notwendigkeit hinzu, jederzeit gegen einen beutegierigen Feind oder vielmehr gegen eine Unzahl von solchen sich zu sichern und zu verteidigen.

So verwandeln sich am Ende alle Geschöpfe in gegenseitige Feinde. Furchtbar gerüstet stehen sich die Arten in der Natur gegenüber. Auch die Natur kennt das Rüstungsproblem, das unsere moderne Staatenwelt beständig drückt. Jeder Verbesserung der Zerstörungswaffen auf der einen Seite entspricht eine Verbesserung der Verteidigung auf der anderen; und jeder Stärkung des Schutzes folgt in der ungeheuren Entwicklung der organischen Welt eine Steigerung in der Wirksamkeit der Angriffswaffen. Durch diesen wechselseitigen und ohne Ende weiterwirkenden Druck wird auch in der Natur eine Vermehrung aller Rüstungen hervorgebracht, bis ihre Last die eigene Lebensmöglichkeit in Frage stellt. Aber auch hier hilft sozusagen die Natur sich selber. Wo immer die Last der Bewaffnung das Leben in höherem Maße beschränkt oder gar gefährdet, als sie ihm nutzt, da verliert das durch die eigenen Waffen wehrlos

werdende Geschöpf in dem allgemeinen Konkurrenzkampf an Wert und Tüchtigkeit. Die natürliche Selektion setzt den Maßlosigkeiten Schranken. Daher denn auch die gewaltigen und doch so entsetzlich unförmigen und unbehilflichen Gestalten, die uns die ältere Tierwelt zeigt, bis auf wenige und bescheidene Reste ausgestorben sind.

Erhalten haben sich die Arten, bei denen sich die Kampfesausrüstung gerade so weit entwickelt hat, daß durch sie die für ihre Erhaltung und Fortpflanzung erforderlichen Lebensverrichtungen nicht erheblich beeinträchtigt werden. Aber diese kämpfen nun um so zäher miteinander. Der allgemeine Vernichtungskampf ergreift allmählich jedes Geschöpf; sie alle werden in den Strudel hineingezogen und die Natur, die allebendige, scheint ihre Kinder hervorzubringen, um in ihnen sich selber zu zerfleischen.

So läßt sich in dem allgemeinen Begriff des Kampfes ums Dasein eine doppelte Bedeutung scharf unterscheiden: einmal die Konkurrenz um die Steigerung des Lebens, die aus dem Überschuß der Kräfte, aus dem Emporsteigen des organischen Lebens aus inneren Bedingungen erfolgt, zum anderen der Kampf mit der lebenden Nahrung, der Beute, der seinen Ursprung und seinen Sinn in der Vernichtung fremden Lebens hat. Beide sind, wenigstens in begrifflicher Bestimmung, wurzelhaft voneinander verschieden.

Wie verhält sich nun der Mensch zu diesen beiden Formen des Kampfes, in welchem Sinn kann diese oder jene als ein Naturgesetz für ihn angesprochen werden? Als er zuerst auf Erden erschien, war die Herrschaft der großen Säuger unbestritten. Nur in einem zähen und unablässigen Kampfe vermochte das neue Geschöpf, das eine willkommene Beute der riesigen räuberischen Kriechtiere und Säugetiere war, seinen Platz zu behaupten, seine Nachkommenschaft zu vermehren. Es ist viel darüber gestritten worden, ob der vorgeschichtliche Mensch mehr dem Typus eines an sich friedfertigen und schutzbedürftigen Wesens zugehört oder von Anfang an einen räuberischen und kriegerischen Charakter aufweist. Die Phantasien der älteren Denker gingen weit auseinander. Einerseits stellte man sich den „Naturmenschen" im Zustande paradiesischer Unschuld vor, den nur die Kultur und die Gesellschaft verderben konnten, andrerseits als eine Bestie, die im Naturzustand in einem Kriege

aller gegen alle lebt und nur durch Kultur und Gesellschaft gezähmt werden kann. Was wir heute auf Grund der Beobachtungen primitiver Völker, der vorgeschichtlichen Funde und allgemeiner biologischer Erwägungen wissen, reicht nicht aus, um mit Sicherheit diese Frage zu entscheiden.

Soweit der Mensch in der Geschichte erscheint, weist er einen entschieden kriegerischen und aggressiven Typus auf. Gleichwohl kann die Vermutung nicht von der Hand gewiesen werden, daß er ursprünglich ein doch mehr friedliches Geschöpf gewesen ist. Aber wie dem auch sei: die Tatsache steht fest, daß er in einer bloßen Verteidigungsstellung den Tieren gegenüber nicht verharrte, sondern seinerseits zu einem Angriffs- und Vernichtungskampf überging, der ihn schließlich zum unbestrittenen Herrn über alles, was auf Erden lebt und webt, gemacht hat. Schritt für Schritt verdrängte er die feindlichen Wesen, ganze Geschlechter rottete er aus, eine große Zahl wilder Arten bändigte er und zwang sie zu friedlicher Tätigkeit in gemeinschaftlicher Hausarbeit. Und heute, wo der Sieg so weit vollendet ist, daß die Vernichtung der am Rande der zivilisierten Welt verbliebenen räuberischen Säuger und Kriecher zu einem Jagdvergnügen herabgesunken ist, bleibt uns allein der Kampf gegen jene mikroskopischen Feinde, die als Erreger bösartiger Krankheiten unser Leben bedrohen.

Der Mensch war, am Beginn seiner Geschichte, ganz und gar nicht Herr der Erde, vielmehr ein hilfloses Geschöpf, das dem Untergang geweiht schien; er hat sich aber gleichwohl in endlosen Kämpfen zu diesem Herrn heraufgearbeitet. Durch seine Intelligenz ward ihm die Schöpfung von Waffen möglich, durch welche er alle Schutzmittel und Angriffswaffen, die die Natur anderen Geschöpfen in größerer Stärke als ihm verliehen hat, am Ende übertrifft.

Es ist begreiflich, daß, nachdem erst einmal der kriegerische Typus im Menschen sich in diesem Entwicklungsgang gebildet hatte, die Voraussetzungen dafür zugleich gewonnen waren, daß der Mensch, wie gegen die Tiere, so sich auch gegen seinesgleichen feindlich verhalten mußte. Freilich der zwingendste Grund, der Tiere zur gegenseitigen Vernichtung treibt, die Notwendigkeit, durch menschliches Leben sich zu ernähren, besteht bei ihm nicht. Es findet sich zwar vielfach der Kannibalismus bei niederen Völkern auch heute noch verbreitet und viele An-

thropologen sind geneigt, aus den Resten aufgesplitterter Menschenknochen, die zusammen mit rohen Steinmessern gefunden wurden, den Schluß zu ziehen, daß der vorgeschichtliche Mensch auch das Mark aus den Knochen seiner Mitmenschen zur Nahrung verwendet habe. Aber der Mensch ist ursprünglich weder auf seinesgleichen zur Nahrung angewiesen, noch auch ihn zu töten und ihn zu verzehren eingerichtet. Überdies zeigt die genauere Untersuchung des noch heute bestehenden Kannibalismus, daß dort, wo er nicht etwa aus Hungersnot gelegentlich auftritt, ihm regelmäßig Motive zugrunde liegen, die nichts mit dem Nahrungsbedürfnis zu tun haben, sondern wesentlich abergläubischen Vorstellungen, etwa dem Wunsch entspringen, mit der Verspeisung von Körperteilen des Getöteten auch dessen seelische Kräfte sich anzueignen. Die Menschenfresserei ist danach das Ergebnis einer höheren Kultur, die uns zwar unsäglich roh und widerwärtig erscheinen mag, die aber doch schon über entwickeltere Seelenvorstellungen verfügt. Dem entspricht, daß es nicht die tiefststehenden unter den heute lebenden Völkern sind, bei denen die Menschenfresserei sich findet.

So handelt es sich hier nur um Durchgangsformen, die auf bestimmten Stufen der Kultur möglich sind, die aber mit deren Überwindung selber schwinden. Es ist aber bezeichnend und wichtig, daß zur Erklärung des Kannibalismus auf die Kultur überhaupt zurückgegriffen werden muß. Wo der Mensch in seinem Verhalten zu seinesgleichen am nächsten dem wilden Raubtier zu kommen scheint, sind es doch in Wahrheit nicht die gemeinsamen Voraussetzungen, die er mit der Tierwelt teilt, sondern die besonderen Bedingungen, die ihn von dieser scheiden, aus denen sein Verhalten erklärlich wird. Hier zeigt sich schlagend, wie unstatthaft es ist, lediglich auf Grund äußerer Ähnlichkeit Erscheinungen des tierischen und des menschlichen Lebens ungeprüft zusammenzufassen.

Nun ist freilich eins richtig. Die stets bereite Kampfstellung, von der aus jedes fremde Geschöpf als Feind aufgefaßt wird, die Entwicklung der Züge von Mut und Grausamkeit, die uns bei allen primitiven Völkern als vorherrschend entgegentreten, die Freiheit, mit der der Mensch über seine Waffen verfügt und für alle Zwecke gestalten und verwenden kann, und endlich die scharfe Unterscheidung zwischen den Stämmen und Rassen, die das Gefühl der Arteinheit kaum aufkommen ließ:

all das mochte wohl in der Richtung einer zunehmenden Verfeindung der Menschen untereinander wirken. Die brutale Gewalt, die das Leben nirgend schont, dient nunmehr dazu, jeden Widerstand zu brechen, jedes Hemmnis aus dem Wege zu räumen. Man kann die Phantasie über einen ursprünglichen Krieg aller gegen alle auf sich beruhen lassen; aber es ist doch wahrscheinlich, daß viele Teile der Menschheit eine Phase durchlaufen haben, in der die Anwendung von Gewalt und Lebensgefährdung die nahezu einzige Form war, in welcher ein Wille sich durchsetzen konnte, in der Raub und Vernichtung jede Art des Verkehrs der Menschen untereinander einleitete und begleitete; ja die aufgespeicherte Kraft und Leidenschaft mochte zu immer neuem Kampfe auch dann drängen, wenn ein Ziel für diesen sonst nicht in Frage war. Wagemut, Brutalität, Blutgier, Raufluft, sinnloser Haß, erbarmungslose Herrschsucht, Zerstörungswut sind Züge, die tief in den Charakter der Menschheit sich einwurzelten und bis auf den heutigen Tag nicht geschwunden sind.

Aus dieser durchgreifenden, aus dem Kampf mit der räuberischen Tierwelt hervorgegangenen Änderung des menschlichen Wesens begreift sich die Möglichkeit fortwährender Kämpfe von Menschen untereinander. Wie unendlich viele Kriegszüge, die wilde Horden führen, mögen, wie es vielfach beglaubigt ist, lediglich der Kampfbegier, der Mordlust und dem Überschuß an eigner Kraft, die gewaltsam sich entladen muß, entspringen!

Um so verständlicher ist, daß, wenn und wo der Mensch mit seinesgleichen in Konkurrenz tritt, er sich zunächst mit Gewalt den Sieg erfechten wird. Auch bei ihm entspringt die Konkurrenz nicht der Armut und der Not, sondern dem Überschuß und Reichtum des Lebens, das wächst und steigen will; aber während bei den Tieren und Pflanzen ein förmlicher Kampf nur in besonderen Umständen und jedenfalls im allgemeinen von verschwindender Bedeutung entspringt, gestaltet sich beim primitiven Menschen diese Konkurrenz fast durchweg zu einem erbarmungslosen Kampf um Leben und Tod. Die gegenseitige Ausrottung der Individuen und Arten bei den Tieren ist, sofern ihre Ursache in der Steigerung des Lebens selber liegt, ein im allgemeinen langsam verlaufender Vorgang. Der stürmisch vordringende Mensch kürzt ihn durch die Anwendung von Gewalt und von Kampfesmitteln, die er erfand und die

er zu jeglichem Zwecke zu verwenden die Freiheit besitzt, bedeutend ab. Er löst sich von der Gebundenheit an die langsam arbeitende Naturzüchtung, indem er die wirksamsten Mittel zum schnellsten Erfolg sich schuf.

Aber eben hierin offenbart sich wiederum der Einfluß der kulturschaffenden Kräfte in ihm. Der Gebrauch der Waffen, die die Natur den Geschöpfen verlieh, dient genau bestimmten Zwecken des Nahrungserwerbes oder der Sicherung gegen Feinde. Die Verwendung der Waffen, welche die Intelligenz des Menschen hervorbrachte, hängt nicht mehr von festen Instinkten, sondern von seinem Ermessen ab. Wenn er sie gegen seinesgleichen gebraucht hat und immer wieder gebraucht, so zwingt ihn dazu kein Naturgesetz. Seine Entwicklungsgeschichte macht begreiflich, warum er, mitten hineingestellt in den gewaltigen Kampf der räuberischen Tiere, selber zu einem kriegerischen Geschöpf wurde. Aber dieselbe Freiheit, die ihm ermöglichte, den seinem ursprünglichen Sinn nach mehr friedlichen Wettbewerb mit seinesgleichen mit blutigen Waffen zu führen, befähigt ihn auch, grundsätzlich auf diese Mittel zu verzichten. Über die Motive zu einem solchen Verzicht und über seine Durchführbarkeit vermag jedenfalls die biologische Betrachtung, die nur die naturhafte Seite des Menschen berücksichtigen kann, nicht zu entscheiden.

Denn schließlich gewinnt auch die Konkurrenz zwischen den Menschen und Menschengruppen einen Sinn und eine Bedeutung, die über alle biologischen Analogien hinausreichen und nur aus den übergeordneten Zielen eines Kultur- und Geisteslebens verständlich werden. Gewiß, äußerlich angesehen sind auch bei ihm steigende Vermehrung und zunehmende Beschränkung der Nahrung Ursachen, welche der Konkurrenz zugrunde liegen. Aber nicht nur, daß durch die fortschreitende Entwicklung des Verkehrs und der Wirtschaft, durch die allmähliche Erschließung der gesamten bewohnbaren Erdoberfläche und die Kunst, ihren Ertrag zu steigern, die hier entspringenden Aufgaben einer friedlichen Auflösung bis auf weiteres jedenfalls entgegengeführt werden; wichtiger ist, daß es in den Kämpfen um Wohn- und Jagdgebiete bis zu den modernen Kriegen um die Verteilung der Erde sich vor allem um Macht und Herrschaft, Ehre und Ruhm, Freiheit und Unabhängigkeit, d. h. um spezifische Geisteswerte gehandelt hat. Menschliche Kriege sind mehr als

ein Kampf um das Dasein; die äußeren Ähnlichkeiten, die sie mit diesem teilen, lassen ihre wahren Ursachen und wahren Ziele nicht erkennen. Leben, das heißt essen und trinken und sich fortpflanzen kann ein Volk im allgemeinen unter einer beliebigen Regierung, aber leben im Sinne einer Entwicklung nationaler Kulturwerte kann es nur in gewisser politischer Freiheit und Unabhängigkeit. Der Kampf um das Dasein, der in der kulturlosen Tier- und Pflanzenwelt nur der organischen Erhaltung und Förderung dient, wird beim Menschen zu einem Kampf um das nationale Dasein, dessen Sinn und Berechtigung aus der allgemeinen Naturgesetzlichkeit, die unterschiedslos für alle Wesen gilt, nicht begriffen werden kann. Und selbst wenn die Zeit einst kommen sollte, da die erschöpfte Erde die unbegrenzt anwachsende Menschheit schlechterdings nicht mehr ernähren kann, würden Kriege nur dann zu einer Notwendigkeit werden, falls die menschliche Intelligenz keine anderen Mittel der Rettung wüßte. Bis dahin aber ist die entwicklungsgeschichtliche Auffassung, die von biologischen Erwägungen ausgeht und eben darum das Neue, das beim Menschen hervortritt und seinem Tun erst Bedeutung verleiht, nicht zu würdigen vermag, unzuständig, ob sie nun im Sinne des darwinistischen Militarismus den ewigen Krieg oder im Sinne des darwinistischen Pazifismus den ewigen Frieden prophezeit.

2. Der Krieg und die Kultur.

Der Kulturpazifismus.

Wie man auch den Begriff der Kultur fasse und des näheren bestimme: das scheint zunächst gewiß, daß Kultur, wie sie auf dem einträchtlichen Zusammenwirken von Menschen beruht, im Sinne einer Stärkung und Förderung des friedlichen Zusammenhanges unter ihnen wirkt. Kultur ist Friedensarbeit. Sie entspringt einer Wechselwirkung der einzelnen Personen in der Hingabe an größere übergreifende Ziele; die Austauschbarkeit ihrer Schöpfungen, deren Übertragbarkeit von Person zu Person, von Generation zu Generation, von Volk zu Volk ermöglicht ein Ineinandergreifen der Leistungen. Heute gibt es kein Volk mehr, das nicht in vielfachem Wechselverkehr mit allen übrigen der Welt stünde. Insbesondere haben die großen Nationen der weißen Rasse die ihnen eigene Kultur gemeinsam in einem unaufhörlichen Austausch ihrer Schöpfungen hervorgebracht. Die Zeit mußte kommen und sie ist gekommen, da sich die Menschheit dieser ihrer Gemeinsamkeit, die eine Gemeinsamkeit von Zielen und von Aufgaben ist, bewußt wurde. Seit den Tagen, da die Sonne der Aufklärung in Europa aufging, hat die Idee der Gemeinsamkeit der Interessen, die Gewißheit, daß Wissenschaft und Kunst, Wirtschaft und Verkehr, Technik und Handel nur in gemeinsamer Arbeit wahrhaft gefördert und zu stets steigender Vollkommenheit gebracht werden können, die Menschheit sich selbst als eine Einheit empfinden lassen, die bei aller Spaltung der Nationen und Staaten doch die Völker verbindet. Und als solche versöhnende Macht kann ihnen diese Idee nie mehr verloren gehen.

Dem entspricht, daß allenthalben zwischen den Nationen und Staaten sich ein reiches internationales Leben entfaltet hat, das vielfach bereits zu festen Organisationen geführt hat. Es dringen die Interessen der einzelnen Berufsgruppen, die be-

sonderen Ziele der Kopf- und Handarbeiter über alle politischen Grenzen hinaus und rufen Assoziationen hervor von verschiedenen Graden der Stärke, aber doch mit zunehmender Stärke. War die Menschheit bisher in selbständige Gruppen, die Völker und Nationen, gespalten, so sondern sich innerhalb dieser die einzelnen Berufs- und Gesellschaftsschichten, um mit den Schichten in anderen Völkern, die gemeinsame Sonderinteressen haben, sich zu verbinden, so daß eine schließlich die ganze Menschheit durchziehende Querschichtung sich entwickelt, die insgesamt als ein System eigener Art die Zirkulation der Lebenskräfte im werdenden Körper der Menschheit unterhält.

Von hier aus angesehen erscheint nun der Krieg zwischen den Völkern als ein Rückfall in ältere Zeiten, als eine barbarische Unterbrechung der gewaltigen Entwicklung, in welcher unaufhaltsam die Kultur fortschreitet. Nicht nur, daß zahllose Menschen und unersetzliche Menschenwerte zerstört und vernichtet werden; die leidenschaftliche Erregung, die etwa heute bis zu blindem Haß gegen andere Nationen und zu deren sinnloser Verachtung sich steigern kann, droht die Idee der einheitlichen Menschheit selbst zu gefährden, läßt alle, die über die stürmisch bewegte Gegenwart hinaus die nächste Zukunft erwägen, fragen, ob die unendlich beklagenswerte Spaltung zwischen den Völkern, die Neigung, alle und jede Beziehung abzubrechen, nicht zu einer Erschütterung führen kann, die alles aufs Spiel setzt, was wir bisher erarbeitet haben.

Und nicht nur dies. So stark das Gefühl nationaler Eigenart gerade jetzt sich gegen die Vorstellung einer gegenseitigen Verständigung und Anpassung auflehnt, so kann doch dem, der unbefangen die Dinge überschaut, nicht zweifelhaft sein, daß die Verkettung der Nationen, ihre Verknüpfung durch Arbeitsgemeinschaften vieler Art in Zukunft wieder hergestellt, ja nur noch enger werden wird. Kein Machtspruch wird an dieser Entwicklung, die auf der Unmöglichkeit beruht, im Rahmen eines Einzelstaates den Kulturzielen nachzugehen, wesentliches ändern können. Wie etwa die internationale Verwaltung der Post, der Telegraphie, der Eisenbahnen, der Schiffahrt usf. ein Tatbestand ist, der nicht nur nach den Störungen, denen er jetzt ausgesetzt ist, in vollem Umfang wieder hergestellt werden, sondern mit der fortschreitenden Ausbildung der Technik und des Weltverkehrs noch wachsen und sich reichhaltiger gestalten wird,

so dürften auch die übrigen Beziehungen, die gleich den Telegraphennetzen die verschiedensten Länder umspannen, künftig an Stärke und Mannigfaltigkeit gewinnen.

Dies ist der Sachverhalt, auf den die Hoffnungen zahlreicher Friedensfreunde sich stützen. Seit den Tagen, da die Menschen der Gemeinsamkeit ihrer Kulturinteressen sich bewußt geworden sind, hat auch die Hoffnung sich erhoben, daß über den Leichenfeldern und den Trümmerhaufen hinweg die Gemeinsamkeit der letzten Ideale die Menschheit zu einer wahren Friedensgemeinschaft führen möchte, daß eine künftige Stärkung des von den gemeinsamen Aufgaben bestimmten internationalen Lebens der Entfesselung von Kriegen überhaupt vorbeugen könnte. Nicht immer von den biologischen Betrachtungen deutlich gesondert, von denen er aber doch in der Wurzel wesensverschieden ist, fordert ein *aufklärerischer* oder *Kulturpazifismus* den Ausbau der internationalen Organisationen als des wichtigsten Mittels, die Kriegsmöglichkeit einzuschränken, lebt er der Zuversicht, daß, wenn heute das System der überstaatlichen Beziehungen sich noch zu schwach zur Verhütung der gewaltigsten aller Katastrophen erwiesen hat, dieses Ziel durch weitere Assoziationen der Einzelgruppen von Volk zu Volk erreichbar sein wird.

Unter allen Verbindungen aber, die zwischen Menschen bestehen, ist die auf der Beziehung der Einzelpersonen zu gemeinsamen Aufgaben und Zielen beruhende die lockerste. Wo sie mehr ist als ein bloß idealer Zusammenhang, der sich dem rückwärts gewandten historischen Blick auftut, wo sie in Klarheit gefordert ein gemeinsames Bewußtsein und ein gemeinschaftliches Handeln der Menschheit erwirken soll, kann sie dies nur auf der Grundlage der gesicherten Einsicht in jene Ziele und der Voraussetzung der Freiheit der Entscheidung zur förderlichen Mitarbeit. Eine hohe Entwicklung und Vorherrschaft der Vernunft, eine weite Unabhängigkeit des Individuums von allen Bindungen anderer Art bilden die Voraussetzung. Es ist ein durchaus *rationalistisches* und *individualistisches* Ideal, dieses Ideal einer internationalen Arbeitsgemeinschaft.

Wie unterscheidet sich ein solcher Zusammenhang einzeln wirkender, besondere und genau abgegrenzte Zwecke verfolgender Personen oder Personengruppen von den *wahrhaften Lebensgemeinschaften*, die als Familie und Stamm,

Volk und Nation die einzelnen umschließen und tragen und sie zu einem naturgewachsenen Ganzen verbinden! Die Gemeinschaft der Abstammung und der Sprache, der gemeinschaftliche Besitz eines Bodens, gemeinsame Gewohnheiten und Sitten, die gemeinschaftliche Verehrung von Helden und Göttern, gemeinschaftliche Erinnerung und gemeinschaftliche Not: sie lassen aus der Tiefe des Herzens Kräfte emporsteigen, die die Mitglieder einer Gruppe doch miteinander noch ganz anders verbinden, als es jemals eine vernünftige Interessenverknüpfung vermöchte. Hier erst, in diesen Lebensgemeinschaften strömt der Strom des wirklichen geschichtlichen Lebens. In ihnen und nur in ihnen schmelzen die einzelnen zu jenen mächtigen Gebilden zusammen, die die eigentlichen Träger aller Geschichte sind. Hier erwachsen die Bedürfnisse und Leidenschaften, die die Massen vorwärts treiben. Hier gestalten sich Verbände von einer Festigkeit, die die gewaltigsten Stürme ertragen können, ohne im Innersten zerrissen zu werden. Wie blutleer und marklos ist dagegen eine Arbeitsgemeinschaft von Gelehrten oder Technikern, Kaufleuten oder Verwaltungsbeamten! Jede Verbindung von Menschen, die auf der Korrespondenz und Rationalisierung ihrer Arbeit und der Übereinstimmung allgemeiner, aber begrenzter Interessen beruht, bleibt ein Kunstprodukt im Vergleich zu jenen naturhaften Organisationen von Familie und Stamm, Volk und Nation.

Diese Gemeinschaften, nicht die Individuen, sind die ursprünglichen Schöpfer aller Kulturen. Sie bilden die Lebenseinheiten, in deren Schoße allein ein völliges Hineinwachsen in eine geistige Gemeinschaft stattfindet; nur in ihnen ist wirkliches Werden, erzeugt sich in einem wahrhaft schöpferischen Vorgang das Leben in jedem Sinne neu. Die Kräfte in diesem Bildungsvorgang wirken unbewußt; sie entstammen dem Gemüt und nicht dem Verstand; sie mögen in vielfacher Weise einer Regelung durch den Verstand zugänglich sein, aber ihr Ursprung und die dauernde Quelle ihrer Macht liegen in einem, der wissenschaftlichen Vernunft nicht erreichbaren Gebiet. Eben darum tragen die echten Lebensgemeinschaften ein durchaus eigentümliches Gepräge, sind sie in ihrem Wesen einzigartig und unnachahmlich. In Sprache und Sitte, Glaube und Kunst offenbaren die Völker eine Individualität, in der die Mannigfaltigkeit möglicher Bildungen eine besondere Form erhält.

Kultur, verstanden allein in dem Sinne ihrer äußerlichen

und eben so weit übertragbaren Produkte, kann zum Teil das ursprüngliche Leben vergessen lassen, aus dem diese geboren sind. Der Satz des Pythagoras gilt für alle Zeiten und für alle Länder, gleichgültig, wer ihn erfand; der Pflug wie das Gewehr, das Alphabet wie der Telegraph haben über die ganze Erde sich ausgebreitet; wo es sich um mehr als um Wahrheiten oder Maschinen handelt, wenn ideelle und persönliche Güter in Betracht kommen, da bleiben sie nicht, was sie waren, wenn sie aus dem Strom des Lebens genommen werden. Was in der Innerlichkeit des schaffenden Geistes sich gestaltet, verliert, wenn es hinaustritt, seine Lebendigkeit und Ursprünglichkeit; die Seele in ihm ist erstorben; erwacht sie in einem anderen Volk zu anderer Zeit aufs neue, so ist es nicht mehr dieselbe Seele.

Es war die Hoffnung des Jahrhunderts der Aufklärung, eine natürliche, d. h. eine vernünftige und allgemeingültige Regelung aller Lebensordnungen herbeizuführen, die natürliche Religion, das natürliche Recht, die natürliche Bildung zu finden, welche am Ende für alle Menschen, die nur an Farb' und Kleid verschieden sind, die gleichen sein sollten. Eine vergebliche Hoffnung, die in den Stürmen der französischen Revolution und der Entwicklung des modernen Nationalbewußtseins sich als trügerisch erwies! Das geschichtlich nationale Leben war stärker als die Vernunft! Die gewaltige Bedeutung der Wissenschaft für das Leben kann niemals unterschätzt werden. Aber doch nur dort, wo sie in eben dieses Leben eingesenkt wird, wirkt sie wahrhaft fruchtbar. So schreitet die Herrschaft der Vernunft, wo immer unser Dasein durch Vernunft gestaltet werden kann, stetig fort. Aber unberührt davon bleiben die Kräfte, die im verborgenen Innern der Seele eines Volkes sein Wesen schaffen. Aus ihnen erwächst alle lebendige Kultur, die immer geschichtlich individuell und national bestimmt ist. Die internationale Kultur mit ihren Organisationen setzt nur das System rationaler Beziehungen, die in den einzelnen Völkern auf der festen Grundlage ihrer inneren, naturerwachsenden Einheit entwickelt sind, nach außen hin fort. Aber so wenig wie eine künstliche internationale Hilfssprache die einzelnen Volkssprachen ersetzen kann oder ohne sie Bedeutung und Bestand hätte, so wenig ist die internationale Kultur mit ihrer Verwaltung und ihren Organisationen irgend etwas für sich, da sie Leben und Gehalt nur von den nationalen Kulturen empfängt.

Fragt man nach dem wahrhaften Verhältnis von Krieg und Kultur, fragt man, ob durch eine Entwicklung der Kultur die Kriegsgefahr der Zukunft eingeschränkt werden mag, dann kommt nicht jene internationale Kultur, die nur ein abgeleitetes Phänomen ist, sondern die nationale, in den geschichtlichen Völkern mit ursprünglichen Kräften sich gestaltende Kultur in Betracht. Für diese aber ist — und das ist entscheidend — das Verhältnis wesentlich, in welchem sie zu der staatlichen Organisation, zu dem Staat als Machtsystem steht. Denn die geistigen Einheiten, als welche die naturgewachsenen Lebensgemeinschaften uns entgegentreten, sind nicht nur Einheiten der Gesinnung, die in Sprache und Kunst, Sitte und Glaube sich uns offenbart, sie sind zugleich auch Willenseinheiten, die, auf die Verhältnisse der Unterordnung und Überordnung der einzelnen Willen gegründet, im Inneren das friedliche Zusammenwirken regeln und nach außen in einheitlichen Handlungen fortschreiten.

Eine staatliche Organisation liegt schlummernd allen noch so primitiven menschlichen Gesellschaften zugrunde; sie entfaltet sich, sobald die Völker seßhaft werden; in dem festen Besitz eines Landgebietes und der uneingeschränkten Herrschaft über dieses offenbart sie sich am deutlichsten; sie entwickelt sich je nach der inneren Verteilung der Gewalt in vielfacher Form; sie kann eine despotische Zuspitzung wie in den Tyrannien des Altertums und den absoluten Staaten der Neuzeit erhalten; sie kann, wie in dem feudalen Staat des christlichen Mittelalters, eine gradweise Abstufung und Ausbreitung der souveränen Gewalt auf zahllose kleinere Gruppen im ganzen zeigen; aber in all diesen Ausprägungen bleibt die Idee des Staates dieselbe: die eines in sich selbst ruhenden, von niemandem außer ihm abhängigen Willens, der im Besitz der höchsten physischen Macht innerhalb der Gruppe das absichtliche Handeln seiner Glieder regelt und durch Verfügung über eine Zwangsgewalt einen Friedenszustand unter ihnen aufrechterhält.

Erst wo diese Idee sich einigermaßen durchgesetzt hat, kehrt Ruhe in die immer innerlich erregten und zu Konflikten aller Art geneigten Gesellschaften ein. Aber sie setzt sich, das lehrt die historische Erfahrung, nicht leicht durch. Nur in schwersten inneren Kämpfen vollzieht sich die Bildung größerer staatlicher Organisationen. Die modernen Nationalstaaten haben sich aus dem leidenschaftlichsten, Jahrhunderte hindurch währenden

Ringen all der selbständigen Gewalten, die in ihnen nachher aufgingen, erhoben. Und was für ihre Entstehung, gilt auch für die Bildung der älteren Reiche. Wo es in einem Volke nicht gelang, die Vorherrschaft eines Teiles durchzusetzen, den Widerstand der anderen zu brechen, da führten, wie in Griechenland und in der Schweiz, die dauernden Kämpfe zur inneren Erschöpfung und zur Ohnmacht nach außen. Nur mit dem Schwert wird die Einheit der Staaten geschmiedet, nur mit ihm wird sie gegen drohende Bürgerkriege und Auflösungen aufrechterhalten. Gewiß, wo feste Staatsgefüge sich gebildet haben, wo die große Aufgabe, den Übergriff der Macht nach innen, die Vergewaltigung von Klassen oder Teilen des Volkes einzuschränken und aufzuheben, annähernd und zur Befriedigung gelöst ist, da genügt am Ende die Rechtsordnung, das entwickelte Staatsbewußtsein und die Gewohnheit jahrhundertlanger Ein- und Unterordnung, um den Friedenszustand aufrecht zu erhalten, da reicht eine bloße Polizeigewalt hin, um den einzelnen Friedensstörer zu überwältigen. Aber auch hier bildet den Kern der Staatsmacht ein Heer, das nötigenfalls zur Erstickung von Revolten aus dem Hintergrund hervortreten könnte, das indessen zumeist durch sein bloßes Dasein schon ihrem Ausbruch vorbeugt.

So erfordert die Friedensordnung um ihres inneren Bestandes willen, um der Möglichkeit ihrer Aufrichtung wie der weiteren Aufrechterhaltung willen eine Macht, die mit Mitteln der Gewalt Störungen entgegentreten kann. Aber sie bedarf noch einer weiteren dauernden Kriegsbereitschaft, und zwar einer stärkeren, als aus dieser Rücksicht allein zu rechtfertigen wäre, um gegen Bedrohungen von außen her gesichert zu sein.

Eine Bedrohung findet fast ständig statt. In den älteren Zeiten der Menschheitsgeschichte sind die Kulturvölker stets dem Einbruche wilder Völker und einer Überflutung durch niedere Rassen ausgesetzt gewesen. Denn ein nie versagender Strom von Wanderungen ergoß sich von den ältesten Zeiten an über die Erdoberfläche. Ein stetes Vordringen von Völkern bildete den dauernden Untergrund aller geschichtlichen Ereignisse. Dieses Nachrücken ging im allgemeinen unter heftigsten Kämpfen vor sich, der Krieg zwischen eindringenden Eroberern und überfallenen Einwohnern war die Form, in der die Wanderung fortschritt. Daher die unbedingte Notwendigkeit aller älteren Staaten, gegen den Einfall wilder Scharen sich zu sichern.

Nur mit der Gewalt der Waffen konnten die von ihnen hervorgebrachten Kulturen gegen die brutale Zerstörung der stets von außen andrängenden Horden gesichert werden. Wo, wie im weströmischen Reich, die physische Macht nicht mehr aufgeboten werden konnte, die erfolgreich eine Überschwemmung durch Barbaren hindern mochte, da war der Staat und mit ihm seine Kultur dem Untergang geweiht.

In der neueren Zeit ist diese Bedrohung sehr verringert worden, obschon gerade die Verbreitung der technischen Produkte und Waffen niederen Völkern ungeahnte Kräfte verleihen kann. Die siegreiche Ausbreitung vor allem der weißen Rasse auf Erden, aber dann auch die Ausdehnung der islamitischen und mongolischen Reiche hat teils zur Ausrottung der niederen Völker, teils zu ihrer Unterwerfung geführt. Es gibt keinen uns unbekannten Teil der Erde mehr, aus dem ein neuer wilder Menschenstrom hervorbrechen könnte.

Dafür ist aber ein anderes Moment in dem Verhältnis von Staaten untereinander von Bedeutung geworden. Die physische Gewalt, der sie um der Aufrechterhaltung der inneren Friedensordnung und der Herrschaft über die unterworfenen niederen Völker willen bedürfen, müssen sie über diese Aufgaben hinaus steigern, um sich auch voreinander zu schützen. Denn es ist eine Tatsache, welche die Bedeutung eines allgemeinen geschichtlichen Gesetzes beanspruchen darf, daß jedes in staatlicher Einheit organisierte Volk ein Streben zur Expansion aufweist.

Es ist dies einerseits durch das Wachstum der Kulturgemeinschaften selbst bedingt. Auch die Kultur, die wir nicht in romantischer Verklärung allzusehr vom Leben trennen dürfen, ist eine Eroberung der Welt. Der Mensch begnügt sich nicht wie das Tier, in dem gegebenen Wohngebiet sich einzurichten, erforderlichenfalls den neuen Lebensbedingungen sich anzupassen. Anpassung ist Nachgiebigkeit. Der trotzige Kämpferwille des Menschen dagegen gibt nicht nach. Unablässig sinnt er darauf, jede Art von Hindernis, das ihm im Wege steht, zu überwinden und Schritt für Schritt sich eine Herrschaft auch über die Natur zu sichern. Durch die von ihm geschaffene Technik und Wirtschaft hat er den Schauplatz seines Daseins allmählich so gestaltet und erweitert, wie er seinen Wünschen und Bedürfnissen entspricht. Er macht sich von besonderen Beschränkungen bestimmter Wohngebiete, die sonst das Schicksal aller Lebewesen entscheiden, frei,

indem er immer weitere Teile der Erde seiner Herrschaft unterwirft, ihre Schätze und Produkte sich nutzbar macht. Ein ungeheurer Eroberungswille treibt den Menschen vorwärts. Und dies gilt nicht nur hinsichtlich der technischen und wirtschaftlichen Seite der Kultur, die langsam aber stetig den ganzen Erdball zu umspannen unternimmt. Auch Ideen streben in das Weite; religiöse wie nationale Ideale besitzen eine werbende Kraft, die, wie die Geschichte zeigt, mit furchtbarem Ungestüm Massen ergreifen können, die aber auch da, wo sie nicht mit ursprünglicher Gewalt aus den Tiefen der Volksseele emporbrechen, sondern sich langsam entfalten und reifen, die Tendenz zu weiterer Ausbreitung haben.

Anderseits liegt in dem Wesen der staatlichen Organisation selber etwas, das diesem expansiven Drang entgegenkommt. Denn die in ihr zusammengefaßte höchste und ursprüngliche Gewalt ist, da sie grundsätzlich von niemand außer ihr abhängig ist, nach außen hin schrankenlos. Rein für sich angesehen, enthält sie kein notwendiges Prinzip der Selbstbegrenzung. Solange Menschen eine Erhöhung ihres Machtbewußtseins ein Glück und ein Lebensziel bedeutet, wird diese prinzipielle Schrankenlosigkeit des nach außen gewandten Staatswillens, welche ihm und nur ihm allein zukommt, ein Anreiz zur Erhöhung der Macht durch die Tat sein. Natürlich kann ein Staat in Wirklichkeit nur so weit sich erstrecken, als die natürlichen Kräfte eines Volkes ausreichen und er von anderen Mächten nicht zurückgehalten wird. Die Überspannung der politischen Ausdehnung hat sich noch immer schwer gerächt. Aber der Staatsgedanke selbst lockt zu seiner Erweiterung. Alle großen Staatsbildungen beruhen auf dem sieghaften Vordringen einer im allgemeinen zunächst recht beschränkten Herrschergewalt, die von dem Willen zur Macht vorwärts getrieben wurde. Der Aufstieg Roms von einem Dorf bis zu einem schließlich alle Mittelmeerländer beherrschenden Reich ist vielleicht das bedeutendste Beispiel, das die Geschichte kennt. In den großen Eroberernaturen von Alexander bis Napoleon tritt dieser Machtwille in seiner ganzen Größe und Furchtbarkeit nackt hervor. Aber in jedem Volk, das sich als starker Staat fühlt, lebt etwas von der stolzen Kraft des Herrenmenschen, der seinen Besitz zu mehren trachtet, lebt ein Traum kommender Größe. Wer fühlt sich nicht gehoben, wenn das Vaterland größer wird und reicher? Wie sollten da die

Männer, die verantwortlich die Geschicke der Völker leiten, nicht jede Gelegenheit zur Erweiterung der Herrschaftssphäre ihres Staates benutzen, sofern dies ohne Schädigung der inneren Gesundheit geschehen kann?

Und dies ganz besonders in der neueren Zeit, wo eine beträchtliche Zahl starker und hochkultivierter Völker sich gegenseitig in Schach halten, jeder Expansion, ob sie nun aus natürlichsten Bedürfnissen oder aus bloßem Machttrieb erfolgt, den entschiedensten Widerstand entgegensetzen. Konnte in älteren Epochen, da die kulturschöpferischen Nationen verhältnismäßig voneinander isoliert waren, der Machtwille sich leichter in der Überwindung der umwohnenden barbarischen Völker ausbreiten, so findet er sich seit den Tagen, da wir eine die ganze Erde umspannende Völkergemeinschaft besitzen, allerorten gehemmt.

Ist es verwunderlich, daß zwischen den Staaten als solchen, die bisher immer um des inneren und des äußeren Friedens willen in dauernder Kriegsbereitschaft sein mußten, auch heute, wo ein Vordringen nur auf Kosten eines anderen geschehen kann, tiefstes Mißtrauen herrscht? Wie früher gegen wilde Völker, so sind jetzt die Staaten gegen die Expansionstendenz der anderen Staaten gerüstet. Denn beständig wirken die Kräfte, die von innen zu größerer Ausdehnung drängen, weiter. Solange nicht die Erde mit ihren Ländern, Meeren und Verkehrsstraßen vollständig und in jeder Hinsicht aufgeteilt ist, findet ein Ringen um solche Gebiete statt, die noch nicht der Herrschaft eines Volkes unbestritten unterworfen sind. Beständig auch verändert sich durch die Entwicklung der Kultur in den einzelnen Ländern die reale Macht der Staaten, welche die politischen Ansprüche in einem Staate steigert, in einem anderen nicht mehr gerechtfertigt erscheinen läßt. Neue Absatzgebiete werden gefordert, der Zugang zum Meer wird eine Lebensnotwendigkeit, das entwickelte Nationalbewußtsein greift über die politischen Grenzen hinaus, die nur unter besonderen geographischen Umständen den Charakter von natürlichen Grenzen besitzen. Und endlich steigen Staaten geringerer Größe zu stärkerer Macht empor, treten neue und jugendliche Völker mit dem Anspruch auf Gleichberechtigung hervor, erheben sich Rassen gegen die Vorherrschaft des weißen Menschen, die sie bisher geduldet haben.

Ein Steigen und Sinken der natürlichen Kräfte der Völker

findet fortwährend statt. Und zwar ein Steigen und Sinken, das zwar nicht allein, aber doch wesentlich durch ihre friedliche Arbeit, durch die Steigerung ihrer Kultur bedingt ist. Es ist gerade der friedliche Wettkampf, der die Ungleichheit der Nationen vergrößert und damit Voraussetzungen schafft, welche die expansive Macht des Staatswillens steigern und richten. Jeder Schritt friedlicher Kulturarbeit bereitet einen neuen politischen Anspruch vor; jede drohende Überflügelung durch eine konkurrierende Nation wirkt in der Richtung einer Sicherung der bisherigen politischen Macht durch physische Gewalt. In diesem ewigen, ruhelosen Gewoge, in diesem Auf und Nieder der Kulturen, in diesem Wettkampf um die technische und wirtschaftliche Beherrschung der gemeinsamen Erde liegt das dauernde Motiv, das die Völker und Staaten zu ständiger Kriegsbereitschaft zwingt, auf daß zum mindesten, wenn es not tut, der bisher erworbene Besitz und die in friedlicher Arbeit errungene Stellung gegen einen fremden Machtanspruch mit allen Mitteln der Gewalt verteidigt werde. Über alle Kriegsanlässe untergeordneter und heute vielfach überwundener Art hinweg erhält die eherne Notwendigkeit, mit der die großen kulturschöpferischen Völker wachsen und in friedlicher Arbeit ihre Herrschaft über die Erde ausdehnen, die politischen Gewalten, in denen ihre Macht und Selbstbestimmung sich zusammenfaßt, in einem Zustand der gegenseitigen Einschränkung, in welchem bisher wenigstens eine Verschiebung der bestehenden Machtverhältnisse nicht anders als durch die Überlegenheit der Waffen zur Anerkennung gebracht werden konnte. Denn die Abgrenzung der Machtsphären gegeneinander, wie sie heute besteht, ist das Ergebnis von unendlich vielen und unendlich blutigen Kämpfen.

Nicht ein sanfter Gegendruck, nicht ein entgegengesetzter Rechts- oder Kulturspruch hemmt das Vorwärtsdrängen der Mächte; verschwindend und geringfügig sind die Fälle, in denen eine friedliche Vereinbarung zu einer Teilung oder einer Selbstbeschränkung führte. In allen entscheidenden Fragen haben die Staaten nur der zwingendsten Notwendigkeit sich gebeugt, d. h. am Ende der von dem feindlichen Staat aufgebotenen physischen Gewalt. Das ganze komplizierte System der Staatenwelt, das heute besteht, beruht auf den Auseinandersetzungen mit Waffengewalt, welche in letzter Instanz über ihre Grenzen, ihre Rang-

ordnung und die Aufteilung der Erde durch sie entschied. Auf der Gewalt der Waffen beruht ebenso die führende Stellung der Welt- und Großmächte, beruht ihr Verhältnis zu den mittleren, Klein- und Schutzstaaten, wie ihre Herrschaft über die nur teilweise oder gar nicht zivilisierte Bevölkerung ihrer Kolonien darauf beruht. Sie bildet den festen Rückhalt der Politik; wird sie auch nur im äußersten Fall als letztes Mittel aufgerufen, so gewährt ihr Dasein, ihre Stärke, ihre Bereitschaft die Grundlage der diplomatischen Friedensarbeit und ihres Fortschrittes.

Der Machtstaat ist eine Notwendigkeit jeder nationalen Kultur, die Sammlung der physischen Gewalt in seiner Hand und die freie Verfügbarkeit über sie das Mittel, die Rechts- und Friedensordnung im Innern aufrecht zu erhalten, die Entwicklung und das Wachstum der Kultur nach außen zu sichern. Damit ist aber doch zugleich eine sehr bestimmte Rückwirkung auf eben diese Kultur gegeben. Die Forderung einer beständigen Kriegsbereitschaft hat zu allen Zeiten die Friedensarbeit in einem erheblichen Maße bestimmt. Nicht nur, daß die innere Verfassung der Gesellschaft durch das Ziel, ihre Kräfte im Kriege zusammenzufassen, mehr oder weniger beeinflußt ist; wichtiger ist noch, daß die Friedensarbeit, indem sie zugleich eine Vorbereitung für den Krieg ist, durch die Rücksicht hierauf eine Reihe wichtigster Aufgaben und die nachhaltigste Anregung empfängt. Technik, Industrie und Wirtschaft, Verkehrswesen und Schiffahrt, Erziehung und Wissenschaft, sie alle sind, wie sie sich entwickelt haben, ohne Beziehung auf den wenigstens möglichen Krieg nicht zu denken.

Man kann sich gewiß vorstellen, daß diese Kulturschöpfungen in einer Zeit, da kriegerische Verwicklungen schlechterdings ausgeschlossen sind, sich frei von allen Nebenzwecken und nur aus eigenen Kräften entfalten könnten. Tatsächlich hat aber, wie die geschichtliche Forschung immer deutlicher erkennt, bisher wenigstens und bis auf den heutigen Tag die Kriegsvorbereitung einen sehr wesentlichen Anteil an ihrer Entwicklung gehabt. Kultur ist nicht nur eine Schöpfung der Muße und der Freiheit. Eine ihrer Wurzeln liegt vielmehr in der harten Notwendigkeit der Lebenssicherung und der Verteidigung des Vaterlandes. Dieser Zwang bindet mit unwiderstehlicher Gewalt auch die freie Geistesarbeit an die Wirklichkeit. Wo dieser Zusammenhang sich lockerte, wo die staatliche Macht erschlaffte, hat die Kultur

nur zu leicht einen gewissen Zug der Lebensentfremdung, der Weltentrückung, des nach innen gewendeten Idealismus erhalten.

Aber nicht nur der beständige Zwang zur Kriegsbereitschaft, sondern auch der Krieg selbst kann zum Förderer der Kultur werden, hat in der Vergangenheit als ein solcher vielfach gewirkt. Gewiß, niemand kann verkennen, wie unendlich viel er stets vernichtet, wie durch ihn ganze Kulturen in Trümmer geschlagen worden sind. Aber er ist doch nicht nur der Lebenszerstörer, er ist auch ein Lebensschöpfer, ein Lebenserneuerer.

Freilich, als eine Erscheinung der geschichtlichen Entwicklung nimmt auch der Krieg an der Veränderlichkeit des geschichtlichen Lebens teil und er kann daher in ein sehr verschiedenes Verhältnis zu den Kulturkräften treten. Er kann zu ihrer völligen Auflösung und Erschöpfung führen. Er kann aber auch ganz besondere Energien, die in der Friedenszeit schlummern, wecken und eben dadurch trotz aller Wunden, die er schlägt, zum Heil und Segen eines Volkes werden. Hier ist nun vor allem der Unterschied wichtig zwischen Kriegen, die von Söldnerscharen geführt werden, und den Kriegen, welche von der Gesamtheit eines Volkes als gemeinsame Gefahr und Not empfunden, als gemeinsame und heilige Aufgabe ergriffen werden. Wie viele Staaten von Karthago bis auf England haben ihre Kriege durch fremde, bezahlte und berufsmäßige Kräfte ausfechten lassen! Auch dies ist, angesehen von dem Standpunkt des friedlichen Bürgers, eine Art von Ideal. Ungestört können die Bürger, solange das Waffenglück ihren Söldnern hold ist, ihrer Arbeit nachgehen, kein Machtspruch des Staates zwingt sie zu einem Heeresdienst, ihre persönliche Freiheit bleibt in weitestem Umfang unangetastet. Aber eben dadurch entfremdet die Volksseele sich dem Krieg. Sie entbehrt der harten, aber unendlich stählenden Schulung durch die Vorbereitung auf ihn. Der Krieg wird zu einem unter vielen Geschäften, der wie diese ebenfalls einem besonderen Berufsstand übertragen wird. „Geld und nochmals Geld und nochmals Geld", das wird die vornehmste Losung. Es ist kein Zufall, daß es von Karthago bis auf England hauptsächlich Handelsvölker waren, die ihre Kriege mit Söldnern führten.

Völker aber, die sich mündig fühlen, ihr Geschick in die eigene Hand zu nehmen, die ihr Leben um ihrer Freiheit willen einzusetzen willens sind, können Söldnern ihre Zukunft nicht mehr

anvertrauen. Ihnen wird der Krieg zu einer Entscheidung über Leben oder Tod. Alle ihre Kräfte, nicht nur die wirtschaftlichen, spannt er aufs höchste. Er erheischt die gewaltigsten Opfer von jedermann. Die Wunden, die er schlägt, empfinden alle. Das Volk selbst nimmt an der Verantwortung für ihn teil. Der Entschluß zu einem Krieg mit einem angeworbenen Söldnerheer ist verhältnismäßig leicht, da er zunächst nur eine wirtschaftliche Frage ist. Der Entschluß zu einem Krieg, der das ganze Volk unter Waffen ruft, ist in seiner Tragweite unabsehbar. Gewiß kann eine starke Staatsgewalt widerstrebende oder gleichgültige Teile des Volkes zum Kriegsdienst zwingen; aber je einheitlicher und je höher die Bildung eines Volkes ist, desto bedenklicher und unzureichender ist der bloße Zwang, desto notwendiger den moralischen Energien zu vertrauen, die nur der Glaube an eine gemeinsame und gerechte Sache lösen kann.

Die allgemeine Wehrpflicht und die allgemeine Schulpflicht sind die besten Bürgen gegen leichtfertige Friedensstörungen, da, wo sie bestehen, nur ein Krieg, der von dem einheitlichen Willen des Volkes getragen wird, den Gefahren, die von außen, aber auch von innen drohen, wirklich begegnen kann, gleichgültig ob er glücklich oder unglücklich endet. Wo dieser einheitliche Wille sich durchsetzt, wo die erhebende Begeisterung, getragen von der Liebe zu dem eigenen Volkstum, mit ihrer Glut alle fortreißt, wo die Not der Stunde, der Haß gegen den Feind und die selbstlose Hingabe jedes einzelnen an das Ganze alle wie Glieder einer Familie als sich verwandt und einig fühlen läßt, da wird der Krieg zu einem Erneuerer des nationalen Lebens. Was tief in der Seele verborgen ruhte, was zu einer Selbstverständlichkeit herabgesunken und erstarrt schien, was übertönt war von dem Lärm der Tagesstreitigkeiten, das alles tritt dann machtvoll als ein lebendiger Strom empor; was als das Erbtum unserer Väter übernommen war, die feste geschichtliche Ordnung, in die instinktiv die Generationen hineinwachsen, das alles wird nun mit einem Male flüssig. Es ist die ergreifendste Form der Selbstbesinnung auf die Grundlagen des Daseins, die ein geschichtliches Volk durchleben kann. In einer solchen Zeit gewinnt es sich selbst von neuem. Was es in Wahrheit zusammenhält, wird, wenn alles zusammenzubrechen scheint, sichtbar wie am hellen Tage und entwickelt Kräfte, die es noch enger und tiefer als je zuvor zusammenschließen.

Und zugleich läßt er mit seinem furchtbaren Ernst uns in die Tiefen des Lebens, an welche der Blick des friedlichen und in glücklicher Arbeit lebenden Menschen nur zu leicht vorübergleitet, schauen, gestaltet er, wie das Verhältnis der einzelnen Personen zu ihrem Volk, so auch das zu den unsichtbaren Mächten und zu den letzten Lebenszielen neu. Zu allen Zeiten erregt der große, ein ganzes Volk erschütternde Krieg das religiöse Gefühl mächtig, empfängt er seine stärkste Kraft, seine heiligste Begeisterung aus der religiösen Glut, ob nun die Forderungen und Formeln des Glaubens im einzelnen seinen Mitteln widerstreiten oder nicht. Nicht nur, daß niedere Völker auf ihren Gott vertrauen, daß er, stärker als der Gott der Gegner, ihnen seinen mächtigen Schutz gewähre und den Sieg verleihe; auch wo die Vorstellung Gottes reiner geworden ist und die Idee einer einzigen göttlichen Weltordnung und Weltregierung sich entfaltet hat, steigert sich der Glaube an die Gerechtigkeit der Sache, für die eine Nation siegen oder sterben will, zu dem erhebenden Glauben an den allgerechten Gott, dessen Walten und Gericht in der Weltgeschichte sichtbar werden muß.

Der Krieg reißt das Gemüt empor, er entzündet die vielleicht nur glimmende Flamme religiösen Lebens, er wird mit allen seinen Schrecknissen und Gefahren, ja vielleicht gerade wegen dieser, zu einem heiligen Werk. Das Unendliche und das Unbedingte, das uns allerorten empfängt, von dem wir in jedem Augenblick unseres Daseins abhängig sind, auch wenn wir es nicht sehen und fühlen, tritt nirgend uns so nahe wie im Krieg; nirgend wird uns die Nichtigkeit des Lebens um des bloßen Lebens willen so deutlich, der unendliche Wert zeitüberlegener Ideale so greifbar, nirgend das Bewußtsein lebendiger, Werkzeug in einem unabsehbaren geschichtlichen Prozeß zu sein, der eben, in dieser Stunde, durch unser Tun und Opfer fortrückt, nirgend ist uns der Tod mit seiner Majestät und seinem Geheimnis näher. Das Letzte zu wagen und einzusetzen, Abschied zu nehmen für immer von allem, was uns das Liebste ist, sich hinzugeben für Ziele und für eine Zukunft, von denen die, die in den Gräbern ruhen, nichts mehr erfahren, das erfordert der Krieg. Gäbe es keine Religion: er würde sie entstehen lassen, so erschüttert er die Festen unseres Daseins, so läßt er uns des metaphysischen Urgrundes aller Dinge, der über Tod und Leiden hinausliegt, inne werden.

Gewiß, der Krieg ist kein Ideal der Kultur. Mögen in ritterlichen Zeiten überschäumende Lebenskraft und Wagemut, Abenteuerlust und Ruhmsucht ihn heiß begehren, mag er auch in dem Zeitalter der Volksheere und der Massenwirkungen dem Berufskrieger, der allein in ihm seine Fähigkeiten bewähren und Unsterblichkeit gewinnen kann, als ein Ziel um seiner selbst willen erstrebenswert erscheinen: angesehen vom Standpunkt der kulturschaffenden Menschheit ist und bleibt er nur ein Mittel, und zwar das letzte und das furchtbarste, um die Freiheit sich zu erhalten und die Zukunft sich zu sichern.

Aber gleichwohl ist der Krieg nicht nur ein Unglück. Er vermag, wie es keine Gewalt sonst vermöchte, auch höchste ideale Kräfte wachzurufen. Was er an bösartigen und rohen Instinkten zugleich entfesselt, tritt neben jenen anderen erhebenden Wirkungen und Offenbarungen zurück. Wo die Seele eines Volkes durch ihn ergriffen wird, wird sie durch ihn umgestaltet. Sie wird und wächst durch ihn. Das innere Leben schreitet fort; es gerät gewissermaßen in einen neuen Aggregatzustand. Und eben um dieser seiner aufwühlerischen Wirkung willen, um der Höchstspannung aller Kräfte willen, die er erheischt, ist der Krieg die strengste Prüfung eines Volkes. In ihm offenbart sich mit schonungsloser Klarheit die Stärke und die Gesundheit eines Volkes. Er bringt, was an sittlicher Tüchtigkeit und sittlichen Mängeln vorhanden ist, an das Tageslicht. Er entschleiert, was verdeckt und verborgen war, er reißt die Masken herunter und alle Scheinwerte verfliegen wie die Sommerfäden im Winde. Das Wichtigste aber ist, daß alle diese Wirkungen mit dem Krieg selber nicht aufgehoben sind.

Kriege sind nicht, wie man übertreibend wohl gesagt hat, eine Art von Weltgericht, das unbestechlich und gerecht über das Schicksal von Völkern entscheidet. Zu groß und unbestimmbar ist doch der Einfluß von Faktoren, die mit der Volkstüchtigkeit als solcher und gar mit dem Kulturwert der Nationen nichts zu tun haben. Welche Zufälligkeiten können bewirken, daß die erforderlichen Talente in der Stunde der Not nicht an der erforderlichen Stelle stehen! Der Waffensieg ist nicht unter allen Umständen der Beweis der Überlegenheit. Aber wie ein Volk nicht nur einen Krieg führt, sondern ihn auch erträgt, wie es vor allem nach seiner Beendigung in die neue Lage sich schickt, unter veränderten, sei es eingeschränkten oder erweiterten Be-

dingungen die Friedensarbeit wieder aufnimmt, das ist ein untrügliches Zeichen seiner Stärke. Nicht immer ist ein siegreicher Krieg ein Glück, oft dagegen ein verlorener ein Segen. Der militärische Erfolg kann, und zwar um so gewisser, je schwerer er zu erringen war, als ein Beweis der Tüchtigkeit gelten; aber erst in der Bewältigung der neuen Aufgaben, die durch ihn geschaffen werden, erweist sich die wahre Kraft des Volkes. Und das ist die größte Bedeutung, die ein Krieg für die Kultur gewinnen kann, daß er ihr die Voraussetzungen für ihr weiteres Wachstum schafft, daß er dem Leben, das steigen will, die Wege öffnet.

So stellt sich der Krieg, von seiten der lebendigen, der nationalen Kultur aus betrachtet, als ein Ereignis von höchster Wichtigkeit dar. Durch ihn haben sich die Lebensgemeinschaften, welche die wahren Träger der geschichtlichen Entwicklung sind, zu den starken Willenseinheiten geformt, welche die Entfaltung der nationalen Kulturen ermöglichen und behüten. Die Kriegsbereitschaft, die ihnen wesentlich ist, bestimmt in einem hohen Grade die Aufgaben dieser Kulturen selber. Und in dem Kriege werden die Grundlagen der künftigen Kultur neu gelegt; durch ihn treten die Völker in einen neuen Werdeprozeß ein. Darum dürfte die Frage, ob die Entwicklung der Kultur zur Vermeidung von Kriegen in Zukunft führen kann, schwerlich zu bejahen sein; denn eine Form dieser Entwicklung ist der Krieg selber.

Solange es nationale Kulturen geben wird, die wachsen, werden Kriege, in denen ihre Kraft sich mißt und in denen über ihren Herrschaftsanspruch entschieden wird, wenigstens aus Gründen der Kultur nicht zu beanstanden sein. Keine Erstarkung der internationalen Organisationen, welche eine Hoffnung der Pazifisten ist, wird wesentliches daran ändern können. Denn die internationalen Organisationen beruhen auf einer Verständigung über Interessen, die mehreren Völkern gemeinsam sind; aber gerade das, was die Völker unterscheidet, ihre besondere Bildung und Art, ihr individuelles lebendiges Leben: das ist der eigentlich schöpferische Quell ihrer Kultur, die des starken Schwertes um ihrer selber willen stets bedürfen und es aus der Scheide ziehen wird, um einer Bedrohung zu begegnen oder dem eigenen Wachstum Raum zu schaffen, wenn kein anderer Weg mehr gangbar ist.

3. Der Krieg und der Staat.

Der politische Pazifismus.

Wie nun auch der Krieg und Kultur miteinander verflochten sein mögen: ganz gewiß ist der Krieg, so wenig wie er eine unabänderliche Form des allgemeinen Daseinskampfes ist, so eine schlechthin notwendige Folge der Kultur. Kriegsbereitschaft ist noch nicht Krieg. Schließlich ist doch der Entschluß zu ihm das Ergebnis besonderer Erwägung und eines bestimmten Wollens. Wenigstens die verantwortlichen Staatsmänner stehen einem drohenden Kriege nicht gleich einem absolut unabwendbaren Ereignis gegenüber, auf dessen Gang sie schlechterdings keinen Einfluß hätten. Vielmehr hängt der Ausbruch der Katastrophe letzten Endes von ihrer Entscheidung ab. Wenn in Zeiten leidenschaftlich erregter Kämpfe nach dem Schuldigen gesucht und irgendein Regent oder ein Staatsmann als der eigentliche Urheber des Krieges gebrandmarkt wird, dann spricht sich in solchen Auseinandersetzungen das Bewußtsein davon aus, daß das Schicksal des Friedens von einigen wenigen Personen abhängt.

Der Krieg ist keine blinde Notwendigkeit; wie seine Vorbereitung und seine Führung von dem planmäßigen, durch politische und wissenschaftliche Vernunft geleiteten Tun abhängt, wurzelt auch er in der Freiheit des Menschen, ist er nichts anderes als ein Ausdruck seines bewußten, auf Zwecke gerichteten Wollens.

Eben darum kann das Problem des ewigen Friedens noch von einer anderen Seite aus erwogen werden. Es ist eine Tatsache, daß, wenn einst der Krieg die nahezu einzige Form einer Berührung und eines Verkehrs von Völkern miteinander war, mehr und mehr die friedliche Verständigung ihre gegenseitigen Beziehungen regelt. Man könnte die berühmte Begriffsbestimmung des Krieges von Clausewitz „als der fortgesetzten Staatspolitik mit neuen Mitteln“ geradezu umkehren; die Politik ist auch ein fortgesetzter Krieg mit neuen Mitteln. Gütliche Vereinbarungen können Kriege verhindern.

Noch ist nicht entschieden, ob der gegenwärtige Weltkrieg auf dem Wege ehrlicher Verständigung hätte vermieden werden können. Aber gütliche Vereinbarungen setzen ein gegenseitiges Entgegenkommen voraus. Daher hat die friedliche Verständigung dort eine Grenze, wo der geforderte Verzicht größer als der Gewinn erscheint, der in der Erhaltung des Friedenszustandes liegt. Die Grenze ist nicht ein für allemal festgelegt, da für die einzelnen Zeiten, für die einzelnen Völker und für die jeweiligen politischen Konstellationen bisher der Inbegriff von Werten, auf die freiwillig nicht Verzicht geleistet wird, ein sehr verschiedener gewesen ist. Ist nun aber diese Grenze nicht noch weiter stets hinauszuschieben? Läßt sich die politische Entwicklung nicht so beeinflussen, daß am Ende die friedliche Verständigung die Form jeder Auseinandersetzung von Staaten sein muß? Es ist die Forderung des politischen Pazifismus, jene Grenze zum Verschwinden zu bringen, indem die friedliche Verständigung, welche das wohlverstandene Eigeninteresse der Staaten oder die sorgfältigste Berücksichtigung und Berechnung aller Nachteile niemals allein sichern dürfte, allmählich zum Zwang gemacht wird.

Der nächste Vorschlag in dieser Hinsicht, die Abschaffung des Machtstaates, als der Wurzel alles Übels, ist freilich kaum ernsthaft zu erörtern. Noch immer ist für die Friedensgemeinschaft unter den Menschen eine starke staatliche Organisation unentbehrlich gewesen und der Traum der Anarchisten, daß eine menschliche Gesellschaft ohne Zwang möglich sei, wird auf Erden sich niemals verwirklichen. Schwärmereien von einem goldenen Zeitalter nimmt heute niemand mehr ernst. Aber schließlich ist es doch nur dieselbe Schwärmerei, die in den bestimmteren Vorschlägen einer allgemeinen oder teilweisen Abrüstung zum Ausdruck kommt. Dem Machtstaat soll das Rückgrat gebrochen werden, indem die Macht ihm genommen wird. Die Rüstungen, so etwa wird argumentiert, drücken nicht nur mit ihren kaum noch erschwinglichen Lasten in steigendem Maße die Volkswirtschaft der einzelnen Länder und verbrauchen für sich wesentliche Kräfte, die sonst der Kultur zugute kämen, sondern sie stellen geradezu eine beständige Kriegsgefahr durch ihren drohenden Charakter und den Anreiz zu ihrer Verwendung dar; überdies ist eine Steigerung der Rüstungen im Grunde wirkungslos, da alle einzelnen Staaten durch entsprechende Gegen-

rüstungen das Gleichgewicht der Kräfte wieder herzustellen suchen werden. Würden sie dagegen übereinkommen, in Friedenszeiten bereits die Waffen niederzulegen, so würde dies sie geradezu zu friedlicher Verständigung auch in Fällen zwingen, wo bisher der Appell an die Waffen notwendig erschien.

Indessen: welcher Staat wird, da nun einmal das tiefste gegenseitige Mißtrauen gerechtfertigterweise besteht, zuerst die Waffen niederlegen wollen? Wenn nicht alle Staaten gleichzeitig damit beginnen und gleich schnell darin fortfahren würden, würde, wer den Anfang macht, eine nie wieder einzubringende Einbuße seiner Macht erleiden, d. h. die Verminderung der absoluten Machtstärke würde durch die unvermeidliche Tempodifferenz zu einer Verschiebung der relativen Machtstärken führen, welche wenigstens der verlierende Teil niemals freiwillig zulassen wird.

Sodann ändert der Begriff der Abrüstung in seiner Anwendung auf die verschiedenen Länder derart seinen Sinn, daß eine Formel ganz undenkbar wird, welche gleichmäßig die geographischen, wirtschaftlichen, militärischen und moralischen Faktoren in Rechnung stellen wollte, wie sie es müßte, wenn sie gerecht sein wollte. Weiter würde eine allgemeine Abrüstung eine Konservierung des gegenwärtigen Bestandes und der Besitzverteilung auf der Erde bedeuten, die vielleicht gesättigten oder schwächlichen Nationen willkommen wäre, die aber inne zu halten aufstrebenden und wachsenden Völkern unmöglich ist.

Und selbst wenn die Abrüstung bis zu Ende durchgeführt wäre: es bliebe doch stets die rein physische Gewalt der Fäuste und der friedlichen Werkzeuge, die die Rolle der Waffen spielen würden; der Krieg wäre nicht wie jetzt vorbereitet, sondern improvisiert. Kurz, von welcher Seite man die Frage betrachtet, man stößt nur auf Ungereimtheiten. Selbst eine Rüstungseinschränkung in engster und bestimmtester Form, etwa auf der Grundlage einer vertraglichen Abrede von zwei Staaten hinsichtlich einer Spezialwaffe, an der diese beiden besonders und vielleicht ausschließlich interessiert sind, dürfte schwerlich sich durchführen lassen, da jederzeit zwar nicht gegen den Wortlaut, wohl aber gegen den Sinn eines solchen Vertrages das Verhältnis, das festgehalten werden soll, durch Anstrengungen auf einem anderen Gebiet, die unmittelbar oder mittelbar jenen Spezial-

waffen (indem sie deren improvisierte Herstellung im Notfall erleichtern) zugute kommen, illusorisch gemacht werden kann. Aber wie über solche besonderen Verständigungen auch zu urteilen ist: die allgemeine Abrüstung jedenfalls gehört, wie die Abschaffung der Strafe und andere zahlreiche Vorschläge, zu jenen utopischen Heilmitteln, mit denen gutherzige Leute, die einen mehr weiblichen als männlichen Charakter besitzen, die Welt von Zeit zu Zeit beglücken. Erstaunlich ist bei alledem nur, daß sie hier und da auch bei ehrlichen und offenen Denkern Zustimmung finden. Wenn allerdings Regierungen führender Staaten mit Abrüstungsargumenten operieren, so ist das weniger erstaunlich; denn, wenn zu nichts anderem, so läßt sich die Idee der Abrüstung doch als eine Art moralischen Lockmittels verwenden, um für Augenblicke eine eigene Schwäche zu verdecken, eine fremde Machtsteigerung zu hemmen. Daher ist auch die Forderung der Rüstungseinschränkung, die den ursprünglichen Ausgangs- und Angelpunkt des Haager Friedenswerkes bildete, schließlich in ihm ganz verstummt.

Ist so die Idee, die in den Staaten gesammelte Macht zu verringern, hinfällig, so scheint ein anderer Weg eher die dauernde friedliche Verständigung der Völker sichern zu können. Der Krieg ist ein Kampf zwischen Staaten. Gäbe es nur einen Staat in der Welt, so bestände für ihn keine Notwendigkeit, ja keine Möglichkeit der Kriegführung mehr. Die in seiner starken Hand vereinigte Gewalt würde dann nur der Sicherung der inneren Friedensordnung, die dann die gesamte Menschheit umfaßte, dienen. Warum sollen nun nicht die vielen, jetzt in einem dauernden Zustand der Feindschaft befindlichen Staaten zu Gliedern eines Staates, des Weltstaates, werden können?

Die Idee eines die ganze Welt umfassenden Staates ist alt. Niemals ist sie bisher verwirklicht worden, obwohl Ansätze dazu wiederholt unternommen wurden und die gewaltigsten unter den Weltmächten heute eine Annäherung an sie zeigen. Doch die Idee eines Weltstaates, in welchem die Idee der Menschheit erst sich wahrhaft verwirklichen könnte, lockt noch immer; viele Denker wollen die einzelnen Staaten als bloß vorläufige und unvollkommene Anfänge der universalen Organisation betrachten, der schließlich die Menschheit entgegenstreben wird.

Nun vermag natürlich niemand zu sagen, ob dieser Gedanke jemals verwirklicht werden könnte oder ein ewiger Traum

bleiben muß. Aber wer ihm nachhängt, wer ihn gerade im Namen des Friedens verteidigt, darf nicht vergessen, daß er damit ein Doppeltes fordert. Einmal schließt die Idee des einigen und einzigen Weltstaates die Vorherrschaft einer Nation und die Unterordnung aller anderen wenigstens in politischer Hinsicht ein; der Weltstaat wird unter allen Umständen ein individuelles Gepräge aufweisen, das auch bei weitestem Entgegenkommen an die in ihm verbundenen Völker ihnen diejenige Freiheit und Unabhängigkeit nicht belassen könnte, die sie bisher als souveräne Staaten besessen hatten. Und daß mit der Preisgabe der freien Selbstbestimmung durch eine eigene dem einzelnen Volkstum entsprechende staatliche Organisation dieses selbst in der Wurzel getroffen wird, lehrt alle geschichtliche Erfahrung. Die Idee einer allgemeinen Menschenbildung gewährt dafür keinen Trost und keinen Ersatz. Es gibt kein allein selig machendes Schema der Kultur. Alle Ideale kosmopolitischer Bildung sind bisher noch der Ausdruck einer geschichtlich bestimmten, räumlich und zeitlich beschränkten Kultur gewesen, und keine Lobpreisung des Weltbürgertums in alten und neuen Zeiten hat darüber hinwegtäuschen können, daß dieses, wo immer es zu deutlicher Formulierung gelangte, nichts anderes als eine Verallgemeinerung nationaler und kultureller Sonderwünsche war. Den Weltstaat kann nur wollen, wer blind ist gegen den unendlichen Wert, der gerade in der Herausbildung der geschichtlichen Individualitäten und in der Mannigfaltigkeit der staatlichen und der Kulturformen liegt, in denen das freie Wesen des Menschen sich selbst bestimmen und sich auswirken kann.

Das andere aber ist, daß, wie es bisher noch jeder Ansatz zu einem Weltstaat gezeigt hat, dieser nur unter den schwersten Kriegen sich bilden könnte. Kein Staat wird auf seine Souveränität freiwillig verzichten; nur durch Blut und Eisen, nur in einem Kampfe von beispielloser Größe, hinter dem alle Kriege der Vergangenheit verblassen würden, könnte die einheitliche Organisation, die den Weltfrieden bringen soll, den Völkern aufgezwungen werden. Und selbst wenn es einer übermenschlichen Gewalt gelänge, auf dem Leichenfeld der niedergerungenen Völker den universalen Menschheitsstaat aufzurichten: Wer garantiert dafür, daß dann nicht einmal einzelne Glieder des Weltstaates ihr nationales Sonderdasein wieder erkämpfen

wollen? In diesem Augenblicke wäre der Krieg wieder da, auch wenn, da der Kampf sich im Rahmen des einzig vorhandenen Staates abspielt, derselbe rechtlich nur als Aufstand oder Exekution oder sonstwie bezeichnet würde.

Die Macht der Staatsidee ist groß. Sie kann, wie die geschichtliche Erfahrung gelehrt hat, sehr verschiedene Völker mit verschiedenen Kulturen unter sich vereinen und zusammenfassen. Die Nationalitätenstaaten der Vergangenheit und Gegenwart sind ein Beweis dafür, daß starke Staatsgefüge auch einen erheblichen Widerstreit von Rassen und Kulturen bändigen, die auseinanderstrebenden Gruppen in der Einheit eines politischen Systems zusammenhalten können. Aber schwerlich ist zu bestreiten, daß solche Nationalitätenstaaten nicht sowohl die Regel als vielmehr die Ausnahme unter den modernen Staaten sind, daß sie nur unter besonderen Umständen ihren Bestand nach außen sichern, die innere Friedensordnung nur durch heftige Kämpfe und die entschiedene Vorherrschaft des höher kultivierten Volksteiles aufrecht erhalten können. Je mehr das Nationalbewußtsein zunimmt, desto schwieriger wird die äußere und innere Lage solcher Staaten. Nach ihrem Vorbild die Zukunft gestalten zu wollen, heißt, der Entwicklung, die allerorten zur Auflösung oder doch Umbildung der Nationalitätenstaaten drängt, geradenwegs entgegentreten.

Denkbar ist ein Weltstaat. Aber ob er wirklich den Krieg beseitigen könnte oder nicht vielmehr ihn zu einer ständigen Einrichtung erheben müßte, wäre mindestens zweifelhaft; ob überhaupt das Ziel einer einheitlichen Menschheitsbildung unseren geschichtlichen Erfahrungen und ethischen Idealen entspricht, das ist indessen keinem Zweifel unterworfen.

Man kann nun diese Folgerungen zu mildern suchen, indem man den Begriff des Weltstaates weitherziger faßt und ihn weniger nach der Analogie der großen Universalmonarchien der Geschichte als nach dem Vorbild der bundesstaatlichen Verfassungen, die das 18. und 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, sich vorstellt. Solange allerdings der Gedanke einer zentralen, mit der höchsten Macht ausgerüsteten Bundesregierung festgehalten wird (welche allein den inneren Frieden wahren, die beständig drohende Auflösung hindern und die Herrschaft über die niederen Rassen aufrecht erhalten könnte), wird nichts Wesentliches geändert. Läßt man diesen dagegen mehr und mehr zu-

rücktreten, so führt man die Idee des Weltstaates in den Begriff eines Bundes von Staaten über, dessen Mitglieder darin übereingekommen sind, für immer alle Kriege untereinander zu vermeiden. Eine solche Konföderation würde, wie es Kant ausdrückte, ein Surrogat des bürgerlichen Gesellschaftsbundes sein, das an die Stelle der positiven Idee eines Weltstaates die negative Idee einer den Krieg abwehrenden Vereinigung setzt. Von den alten Schutz- und Trutzbündnissen mit ihren wechselnden Zielen, von den Alliancen und Ententen und allen sonstigen politischen Verbänden würde dieselbe sich dadurch unterscheiden, daß sie nicht einen wie immer begrenzten Zweck zu verfolgen, sondern allgemein die Erhaltung des Friedenszustandes (nicht bloß eines Waffenstillstandes) zu wahren hätte, wie auch die einzelnen Ziele wechselten. In einem „philosophischen Entwurf" hat Kant die „Präliminar-" und „Definitivartikel" eines Vertrages entwickelt, der einer solchen freien Föderation zugrunde zu legen wäre.

Kants philosophischer „Entwurf" ist Entwurf geblieben, auf die Gestaltung des politisch-geschichtlichen Lebens hat er einen Einfluß nicht geübt; nicht einmal seine „Präliminarartikel" (wozu etwa die Forderung einer Beseitigung stehender Heere gehört) haben Anerkennung oder Verwirklichung gefunden. Gleichwohl hat die neuere Entwicklung der zwischenstaatlichen Beziehungen — nicht ohne eine bemerkenswerte Mitwirkung der zahlreichen Friedensgesellschaften und der von ihnen hervorgebrachten Literatur — zu einer Erweiterung des Völkerrechtes geführt, die wenigstens in einem entscheidenden Punkt der in den älteren Bemühungen um ein „Weltbürgerrecht" bereits enthaltenen Idee einer zwischenstaatlichen Schiedsgerichtsbarkeit eine so greifbare Gestalt gegeben hat, daß die Friedensfreunde hierin den Keim zur Ausbildung einer dauernden Friedensgemeinschaft unter den Staaten, die jener Konföderation tatsächlich gleichkommen würde, erblicken wollen.

Freilich enthält das Völkerrecht als solches, nämlich jenes Recht, das in den Grundzügen von den christlichen Staaten Europas hervorgebracht und mit der Ausbreitung ihrer Zivilisation seinen Geltungsbereich beständig erweitert hat, so wenig die Tendenz auf eine Beseitigung von feindseligen Handlungen zwischen Staaten, daß vielmehr das Problem der Regelung der feindseligen Handlungen seine erste und ursprüngliche Aufgabe

war und eine seiner wichtigsten geblieben ist. Indem nun aber die Haager Konferenz in ihr Programm die Organisation einer völkerrechtlichen Schiedsgerichtsbarkeit durch die Entwicklung eines ständigen Schiedsgerichtshofes und den Ausbau einer förmlichen Prozeßordnung aufnahm, wurde damit die Begründung eines Staatenvereins eingeleitet, der in diesem Schiedsgerichtshof ein Organ zur Vermeidung von Kriegen besitzt und in der Möglichkeit, an ihn zu appellieren, die moralische Forderung ausgesprochen hat, dies zu tun, soweit die Umstände es irgend erlauben.

Allerdings: eine obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit, gar für alle Streitfälle, den „Weltvertrag", haben die Haager Konferenzen nicht durchsetzen können. Es ist bei der „Erklärung" „der grundsätzlichen Anerkennung der obligatorischen Schiedssprechung" mit der weiteren „Erklärung" geblieben, „daß gewisse Streitigkeiten, insbesondere solche über die Auslegung und Anwendung internationaler Vertragsabkommen, geeignet sind, der obligatorischen Schiedssprechung ohne jede Einschränkung unterworfen zu werden". Es ist ersichtlich, daß erst ein solcher „Weltvertrag" die Erfüllung aller Friedenswünsche bringen würde, da er erst die friedliche Verständigung erzwingen könnte. Es ist aber ebenso ersichtlich, daß er, auch wenn sein Beschluß nicht vor allem an dem Widerstand Deutschlands gescheitert wäre, gleichwohl eine tatsächliche und „ewige" Friedensordnung nicht begründen würde. Denn zwischen dem wie auch immer entwickelten Völkerrecht und jedem anderen Recht bestehen Unterschiede, die nicht verschwinden können.

Zunächst ist das Verhältnis, in dem die Einzelstaaten zu der Rechtsordnung stehen, welche ihre Beziehungen regeln soll, nicht das einer unbedingten Unterordnung, wie dies der Fall bei den Angehörigen eines Staates in bezug auf das in ihnen geltende Recht ist. Nicht als ob es, wie man wohl gemeint hat, dem Wesen ihrer Souveränität überhaupt widerspricht, daß die im Staate zusammengefaßte höchste Gewalt sich selbst gesetzlich beschränke und an die Erfüllung eingegangener Verpflichtungen sich bände. Wohl aber würde es einer Preisgabe der Souveränität gleich kommen, wenn die Unterordnung schlechthin für alle auch zunächst nicht bestimmten oder überhaupt unbestimmbaren Fälle und anders als in dauernder Wahrung der Freiheit geschähe, über Fälle, die das Lebensinteresse betreffen,

in unabhängiger Entscheidung jedesmal zu bestimmen. Insbesondere werden Staaten, sofern sie nicht allzu schwach sind und bei denen Konflikte von entscheidender Bedeutung etwa aus geographischen Umständen unwahrscheinlich sind, sich nicht dazu verstehen dürfen, ausnahmslos alle Streitfälle zwischen ihnen einem internationalen Schiedsgericht zu unterwerfen.

Das Urteil darüber, ob ein Streit durch friedliche Verständigung zu lösen ist, muß sich allerdings jeder Staat, der sein Wesen nicht aufgeben will, für den einzelnen Fall oder für gewisse Klassen derselben vorbehalten. Wenn eine bestimmte Lösung eines Konfliktes die Lebensfrage eines Volkes bedeutet, wird dieses, auch wenn es feierlichst dem Weltvertrag sich unterworfen hätte, erforderlichenfalls doch zu dem äußersten Mittel greifen, um seinen Willen durchzusetzen.

Sodann steht für die Entscheidung von zwischenstaatlichen Streitfällen kein Richter von der Unparteilichkeit zur Verfügung, die als der Garant ihrer gerechten und befriedigenden Schlichtung zu fordern ist. Schon bei der Behandlung bürgerlicher Rechtsstreitigkeiten bildet die richterliche Unparteilichkeit ein eigenes Problem. Wie wenig erschöpfen die gesetzlich faßbaren und logisch übersehbaren juristischen Formen die Fülle von Lebensbeziehungen, aus denen die Gegensätze und widerstreitenden Ansprüche hervorgehen! Wie stark ist schon hier der Einfluß der Imponderabilien, der Gesinnung, der Interessen und alles dessen, das außer dem Willen zur reinen Objektivität die Lebensauffassung und Lebenswürdigung des lebendigen Richters, der keine Maschine ist, tatsächlich bestimmt! In dem Verhältnis der Staaten zueinander, wo in erster Linie Macht und Ehre auf dem Spiele stehen, treten die irrationalen Faktoren noch viel bedeutsamer hervor, erschweren sie die Unparteilichkeit der Richter noch stärker. Läßt sich in untergeordneten Streitfragen und in besonderen Fällen, die eine formal-juristische Behandlung erlauben, diese Schwierigkeit umgehen, so wächst sie in dem Maße, als der zu schlichtende Konflikt an Tragweite für eine politische Neugestaltung gewinnt. Wo wäre in dem Weltkrieg der Gegenwart der uninteressierte Richter zu finden, dem die auf Leben und Tod kämpfenden Völker ihr Schicksal anvertrauen möchten?

Und endlich entbehrt auch das internationale Schiedsgericht der Gewalt, um nötigenfalls die Anerkennung seines

Spruches erzwingen zu können. Würde es mit einer solchen Gewalt ausgerüstet, dann hätten wir den Weltstaat in verkleideter Form. Ob die gemeinsamen Handels-, Wirtschafts- und Verkehrsinteressen einen solchen Wert erhalten könnten, daß um ihrer Sicherung willen die gesamte beteiligte Staatengemeinschaft einen Druck auf die widerstrebende Macht ausüben würde, der ein Äquivalent für die mangelnde Zwangsgewalt wäre, erscheint höchst problematisch. Denn tatsächlich sind die einzelnen Staaten an diesen gemeinsamen Interessen in sehr verschiedener Weise wiederum interessiert. Jede politische Neugestaltung eröffnet auch die Aussicht auf eine mögliche Änderung des Anteils der einzelnen Völker an den gemeinsamen Interessen; daher dürfte die Erhaltung des jeweiligen Zustandes schwerlich jemals ein gemeinsames Ideal aller sein. Noch unwahrscheinlicher ist, daß eine allgemeine, internationale Organisation der Interessengruppen einzelner Staaten auch gegen deren Willen ihre friedliche Verständigung, indem sie die politische Macht von innen irgendwie bestimmen, erzwingen und sie von den äußersten Schritten der Notwehr zurückhalten könnte. Denn die Voraussetzung hierfür wäre eine allmähliche Befreiung der internationalen Organisationen von der Kontrolle durch die Einzelstaaten, welche diese als eine tatsächliche Machteinschränkung nicht zulassen können und nicht zulassen werden. Wenigstens würde die Vorherrschaft einer Partei, die, im Besitz der politischen Gewalt, auch dann die Machtmittel zur Erhaltung ihres Staates gegenüber den konkurrierenden Staaten schmälern würde, dessen Macht tatsächlich so schwächen, daß, wenn nicht in allen anderen Staaten der Einfluß der Bruderpartei in gleichem Maße wirksam ist, eine Verschiebung der Stärkeverhältnisse die Folge sein würde, die nicht der Verminderung, sondern der Steigerung der Kriegsgefahr dienen würde. Die innere Friedensordnung wie die äußere Sicherheit wären gleichmäßig bedroht, und eben darum wird, solange es Staaten geben wird, jeder Staat das dringendste Interesse daran haben, einer schleichenden Lähmung von innen energisch vorzubeugen. Überdies hat noch immer in der Stunde der Gefahr, da der unersetzliche Wert einer einheitlichen und starken Staatsgewalt sich offenbarte, die Macht der Staatsidee alle Gemüter, die überhaupt der geschichtlichen Verantwortung zugänglich sind, ergriffen.

Die Frage nach der Garantie des ewigen Friedens wird

sich niemals befriedigend beantworten lassen, man müßte denn, wie Kant, auf „die große Künstlerin Natur" hoffen, „aus deren mechanischem Lauf sichtbarlich Zweckmäßigkeit hervorleuchtet, durch die Zwietracht der Menschen Eintracht selbst wider ihren Willen emporkommen zu lassen".

Natürlich beeinträchtigen diese Bedenken nicht den Wert des Haager Friedenswerkes, heben sie auch nicht eine weitere Entwicklung des zwischenstaatlichen Schiedsgerichtsverfahrens, das wiederholt sich schon bewährt hat, auf. Nur der Glaube, daß grundsätzlich die angebahnte Erweiterung des Völkerrechtes zu der Herstellung einer dauernden Friedensordnung innerhalb der durch das Völkerrecht verbundenen Staatengemeinschaft führen müßte, ist irrig. Die Übertragung der Idee einer Friedensordnung, wie sie innerhalb der Staaten verwirklicht ist, auf diese insgesamt findet ihre Grenze in der Tatsache, daß die Bedingungen ihrer Durchführung und Aufrechterhaltung in beiden Fällen verschieden sind. Theoretisch angesehen lassen Macht- und Ehrkonflikte auch eine gütliche Regelung durch Vertrag und Entgegenkommen zu. So ist es im großen und ganzen gelungen, innerhalb der Staaten die Austragung von Machtkämpfen der verschiedenen Parteien und Streitigkeiten von Personen, in denen Wille gegen Wille steht, in friedlicher Form zu regeln. Aber die Voraussetzung hierfür ist, daß die Unterordnung unter das Gesetz und die Unterwerfung unter den Spruch der entscheidenden Instanz erzwungen werden kann. Gerade dies fehlt aber in der internationalen Staatengemeinschaft. Der Wille zur gütlichen Verständigung in Konflikten kann nicht erzwungen werden. Die Freiheit, selbst unter Einsatz des eigenen Lebens seine Ziele durchzusetzen, ist ein höchstes Gut eines Volkes, die Freiheit, überhaupt Ziele von schlechthin überlegenem Wert aufzustellen und festzuhalten, erweist das höchste Selbstbestimmungsrecht des Menschen. Wer möchte glauben, daß die durch die Kriege von 1866 und 1870/71 erfolgte nationale Einigung Deutschlands jemals auf dem Wege friedlicher Verständigung hätte erreicht werden können? Wer möchte glauben, daß sie durch friedliche Verständigung hätte verhindert werden können? Die weitere Entwicklung des Völkerrechtes wird durch keinen Krieg mehr aufgehoben werden können; aber es ist nicht einzusehen, wie dieses die Staaten, in denen höchste Macht und höchste Freiheit der

Völker sich zusammenfaßt, dazu bringen könnte, auf die Anwendung dieser Macht und Freiheit zu verzichten, wenn es um ihre nationale Existenz und ihre Zukunft sich handelt.

Erwägt man unbefangen alle Wege, auf denen der Pazifismus die Herbeiführung des dauernden, des ewigen Friedens unter den Menschen erhofft, dann scheinen sie weder einzeln für sich noch insgesamt zu dem erwünschten Ziel zu führen. Kriege sind keine Naturnotwendigkeit; eben darum werden sie durch keine natürliche Entwicklung von selbst verschwinden. Ihre Wurzeln liegen in dem geschichtlich-nationalen Leben der staatlich organisierten Völker, die in Kriegen um ihre gegenseitige Anerkennung und Vorherrschaft ringen. Solange das Leben nicht erstarrt, werden die Auseinandersetzungen zwischen den mächtigen Willenseinheiten, in denen diese sich selbst und ihr Verhältnis zueinander gestalten, nicht zu vermeiden sein. Alle Friedensabschlüsse können nur für begrenzte Zeiten gelten, solange erhebliche Machtverschiebungen nicht zu erwarten sind.

Gewiß, Kriege sind gewaltige und furchtbare Ereignisse. Auf sie indessen stets bereit zu sein, ihren Ernst und ihre Verantwortlichkeiten sich gegenwärtig zu halten, ist eine hohe und segensreiche Pflicht. Hoffentlich gelingt es, sie fortschreitend in Zukunft humaner zu führen und in ihren unmittelbar zerstörenden Wirkungen zu begrenzen. Hoffentlich gelingt es, ihrem Mißbrauch mehr und mehr vorzubeugen, auf daß sie nur als wahrhafte Schicksalsnotwendigkeiten, in denen das geschichtliche Leben fortrückt, in Erscheinung treten. Hoffentlich gelingt es endlich, den Spielraum gütlicher Verständigungen und Vereinbarungen zu erweitern. Doch das Entgegenkommen ist nicht grenzenlos; es findet in den Zielen seine Schranke, um deren Durchsetzung ein Volk jedes Opfer zu bringen bereit ist. Wenn aber die Stunde kommt, da einem Volk ein großer, wahrhafter und gerechter Krieg unabwendlich wird, dann geziemt es ihm, mit männlicher Fassung alles Unglück und allen Jammer zu ertragen und dessen eingedenk zu sein, was es in der Erschütterung durch ihn an innerem Leben gewinnen kann, um mit geläuterten Idealen und gestählten Kräften an die kommenden Aufgaben heranzutreten: wie auch die Entscheidung auf dem Schlachtfeld falle.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68—71.

Verlag E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung, Berlin

Von dem gleichen Verfasser erschienen:

Grundriß der Geschichte d
Philosophie der Neuzeit
bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts

Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philos
III. Teil

Elfte, vollständig neu bearbeitete Auflage ═══ Umfang 594 Seiten Le

M 10,—, in Halbfranzband M 11,75

Jahrbücher der Philosop
Eine kritische Übersicht der Philosophie der Gegen

Herausgegeben in Gemeinschaft mit zahlreichen Fachgenossen

Erster Jahrgang
M 8,—, geb. M 9,50

Zweiter Jahrgang
M 6,—, geb. M 7,50

Kriegs-Literatur

Die Kriegsereignisse in West und Ost bis Dezember 1914. / Dem de Volke ge
von Oberstleutnant W. v. Bremen. Mit mehreren Kartenskizzen . . . .

Die Weltgeschichte ist das Weltgeri
Ereignisse und Stimmungsbilder 1914. Der westliche Kriegsscha
Von Julius v. Pflugk-Harttung . . . . . Gebunden

Die Streitkräfte unserer Feinde.
Von General der Infanterie A. v. Janson . . . . . .

Wenn es gilt fürs Vaterland! Ein Kriegsb
für Stude
Preis 30 Pf.; 25 Exemplare M 6,25; 100 Exemplare M

E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei, Berlin.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 05 23 13 019 3